

Helga Roepert

„Anfang 1935 flog die Gruppe meines Vaters auf...“.

Erinnerungen einer Sozialdemokratin an eine
glückliche Kindheit in schrecklichen Zeiten



**FRIEDRICH
EBERT** 
STIFTUNG



Reihe
**Gesprächskreis
Geschichte**
Heft 85

Gesprächskreis Geschichte

Heft 85

Helga Roepert

**„Anfang 1935 flog die Gruppe meines
Vaters auf...“.**

Erinnerungen einer Sozialdemokratin an eine
glückliche Kindheit in schrecklichen Zeiten

Friedrich-Ebert-Stiftung
Archiv der sozialen Demokratie

Herausgegeben von Anja Kruke
Archiv der sozialen Demokratie

Kostenloser Bezug beim Archiv der sozialen Demokratie
der Friedrich-Ebert-Stiftung

E-mail: Doris.Fassbender@fes.de

<http://library.fes.de/history/pub-history.html>

© 2010 by Friedrich-Ebert-Stiftung

Bonn (-Bad Godesberg)

Redaktion: Meik Woyke

Umschlag: Pellens Kommunikationsdesign

Herstellung: Katja Ulanowski

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany 2010

ISBN 978-3-86872-262-8

ISSN 0941-6862

Inhalt

Helga Kutz-Bauer

Zur Einführung..... 5

Helga Roepert

„Anfang 1935 flog die Gruppe meines Vaters auf...“.
Erinnerungen einer Sozialdemokratin an eine glück-
liche Kindheit in schrecklichen Zeiten 23

Autorinnen 86

Helga Kutz-Bauer
Zur Einführung

Hamburg war bis 1914 eine Hochburg der Sozialdemokratie¹ und auch bei den ersten demokratischen Bürgerschaftswahlen 1919 erhielt die SPD über 50 Prozent der Stimmen, die USPD (Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands) acht Prozent und die Deutsche Demokratische Partei immerhin rund 20 Prozent – es gab in Hamburg also eindeutige demokratische Mehrheiten. Nach Auflösung der USPD hatten SPD und die Deutsche Demokratische Partei (DDP) allerdings Verluste zugunsten von KPD und der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) hinzunehmen. In den folgenden Jahren wurde deshalb die Deutsche Volkspartei (DVP) mit in die Koalition aufgenommen. Erst 1931, nach der Wirtschaftskrise, verlor diese Koalition ihre Mehrheit, der Senat blieb jedoch im Amt, denn: Der Hamburger Senat war nach der Verfassung „ewig“.

Nicht nur die Liberalität der Hansestadt war ausschlaggebend für die im Vergleich zu anderen deutschen Ländern lang anhaltende politische Stabilität, sondern auch die gewachsene politische Kultur und vor allem eine Wirtschaftskraft und -struktur, die breite Beschäftigungsmöglichkeiten und vergleichsweise hohe Löhne ermöglichte.

Mit zu berücksichtigen ist, dass zum Beispiel ganz im Gegensatz zum Ruhrgebiet es hier keine Monostruktur von Arbeitersiedlungen gab, sondern einen funktionierenden Mietwohnungsmarkt, ergänzt durch frühe genossenschaftliche Selbsthilfe beim Wohnungsbau, besonders in den 1920er Jahren. Natürlich gab es die Stadtteile, in denen mit Mehrheit die Wohlhabenden lebten, bei-

¹ Schon beim Parteitag 1875 hatte August Bebel von Hamburg als „Hauptstadt des Sozialismus in Deutschland“ gesprochen.

spielsweise Harvestehude-Rotherbaum westlich der Alster, doch in anderen Stadtteilen wohnten Angestellte, Händler, Handwerker und Arbeiter in den gleichen Mehrfamilienhäusern. 1930 stellte man fest, dass anders als in anderen Städten für Hamburg das Auseinandersiedeln in getrennte Quartiere von ziemlich einheitlicher sozialer Prägung nicht typisch war. Es gab so gut wie keine abgegrenzten Wohnquartiere des sogenannten Kleinbürgertums. Allerdings kann man von Milieustrukturen sprechen, die politische Einstellungen und Verhaltensweisen verfestigten. Derartige Quartiere, so zeigen die wahlgeografischen Untersuchungen der Weimarer Zeit, führen zu Dauermehrheiten für die Linke. In ‚typischen‘ Arbeitervierteln, die ein höheres Einkommen als ihre Umgebung aufwiesen, konnte die SPD bei den Reichstagswahlen weit überproportionale Stimmergebnisse erzielen. Der typische SPD-Wähler war jung, gehörte nicht zum ‚Lumpenproletariat‘ und das jährliche Einkommen lag über der niedrigsten Steuerklasse.²

Stadtteile, in denen schon Ende des 19. Jahrhunderts bei den Reichstagswahlen die Sozialdemokraten zwischen 80 und über 90 Prozent der Stimmen erzielten, waren an der Peripherie Hamburgs: im Osten Barmbek, Billstedt, im Süden Harburg-Wilhelmsburg (erst 1937 zusammen mit Altona und Wandsbek zu Groß-Hamburg zusammengeschlossen) und Rothenburgsort/Billwerder-Ausschlag, der Stadtteil, den Helga Roepert in ihren Erinnerungen schildert. Hier wohnten Arbeiter mit kleinsten und mäßigen Einkommen, häufig über Generationen der Sozialdemokratie seit ihrer Gründung verbunden. Fast alle Familien waren auf den Zuverdienst der Frauen durch Waschen, Putzen oder ähnliches angewiesen. Die Wirtschaftskrise seit 1929 traf hier besonders die unständig Beschäftigten jüngeren Alters.

² Helga Kutz-Bauer, *Arbeiterschaft, Arbeiterbewegung und bürgerlicher Staat in der Zeit der Großen Depression. Eine regional- und sozialgeschichtliche Studie zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Großraum Hamburg 1873–1890*, Bonn 1988.

In diesen wie auch anderen stärker durchmischten Stadtteilen gab es seit den 1870er Jahren eine feste Verankerung in Partei und Gewerkschaften/Fachvereinen und in zunehmendem Maße auch die Einbindung in die breit gefächerte Arbeiterkultur – zum Beispiel Sport- und Gesangsvereine, später nach der Revolution 1918/19 in die Arbeit der Kinderfreunde und der Sozialistischen Arbeiterjugend. Eine solche Struktur bleibt nicht ohne Rückwirkung auf Außenstehende. Das Quartier ist wichtigster Sozialisationsraum außerhalb der Familie, dort werden im täglichen Umgang Wertvorstellungen und Verhaltensnormen vermittelt. Damals wie heute zieht das Milieu eines Quartiers bestimmte Bevölkerungsschichten an und prägt sie. So zogen nach der Sanierung der sogenannten Gängeviertel die Arbeiter mit Vorliebe in umliegende Bezirke Altonas, Barmbeks, Billwerders oder Eimsbüttels – trotz des Baues kleiner Genossenschaftswohnungen in anderen Vierteln.

Doch es gab auch das andere Hamburg, das der Ortsgruppe des Alldeutschen Verbandes, die zweitgrößte im Reich. Da war nicht nur der Flotten- und Kolonialverein, in Hamburg war auch die Zentrale des antisemitischen Deutsch-Nationalen Handlungsgehilfen-Verbandes sowie die Hauptgeschäftsführung des Deutsch-Völkischen Schutz- und Trutzbundes, einer antisemitischen Massenorganisation.³ Die Deutschnationale Volkspartei, die schon 1924 bei den Bürgerschaftswahlen in Hamburg fast 17 Prozent der Stimmen errang, bildete, so Axel Schildt, „den Humus für den Aufstieg der NSDAP von einer rechtsextremen Sekte zur Massenbewegung“. Der Mittelstand war die tragende Kraft für diese Parteien, eben der, der schon Anfang des Jahrhunderts die Sozialdemokratie als Hauptfeind ansah, während

³ Axel Schildt, Einleitung, in: Hamburg im „Dritten Reich“, hrsg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Göttingen 2005, S. 9–26, hier: S. 14.

mehrfach Vertreter des Hamburger Großbürgertums doch politische Kontakte zu Funktionären aus Partei und Gewerkschaft hatten.

Die KPD konnte in Hamburg schon im Jahre 1921 11 Prozent der Stimmen bei der Bürgerschaftswahl erringen, 1931 fast 22 Prozent – es war fast immer genau der Stimmenanteil, den die SPD seit 1919 verlor. Die Hamburger KPD, geführt von Ernst Thälmann, wurde mit ihrer stalinistischen Ausrichtung zum härtesten Gegner der Sozialdemokraten mit der Devise: Erst werden wir mit den „Sozialfaschisten“ von der SPD fertig, dann mit der NSDAP. So nimmt es nicht wunder, dass 1927, als SPD und KPD bei den Bürgerschaftswahlen die Mehrheit erhielten, Gespräche über eine Koalition nur pro forma geführt wurden. Schon seit Jahren, besonders seit dem gescheiterten Putsch der Hamburger KPD⁴, gab es blutige Auseinandersetzungen nicht nur mit den Sturmtruppen der NSDAP, sondern vor allem auch zwischen dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold, dem Zusammenschluss der Demokraten, und dem Roten Frontkämpferbund der KPD. Zwar gab es ganze Straßenzüge in Hamburg, die KPD-Hochburgen waren⁵, aber nicht selten waren Familien gespalten – die einen waren 1917 bei Gründung der USPD in der SPD geblieben, die anderen Hugo Haase in die USPD gefolgt, aber nach der Stalinisierung der Partei zur SPD zurückgekehrt, der harte Kern blieb in der KPD.

Aus vielen Lebensberichten von Hamburger Sozialdemokraten wird deutlich, dass ausschlaggebend für das politische Engage-

⁴ Es wurden in Hamburg 17 Polizeireviere gestürmt. Auf Seiten der Polizei gab es 17 Todesopfer und 69 Verwundete. Genaue Zahlen über getötete Aufständische oder Passanten liegen nicht vor, höchste Schätzungen sprechen von 90 Toten und fast 270 Verletzten. Vgl. Angelika Voss, *Der „Hamburger Aufstand“ im Oktober 1923*, in: *Hamburg im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts: Die Zeit des Politikers Otto Stolten. Sieben Abhandlungen*, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg, Hamburg 2000, S. 167–218, hier: S. 197.

⁵ Vgl. die Schilderung Willi Bredels in seinem Roman *„Die Rosenhofstrasse“*, Hamburg 1931.

ment die Tradition der Familie war. Nicht selten war ein Großvater schon zu Zeiten des Sozialistengesetzes aktiv gewesen, die Eltern als Parteimitglieder fest der Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung verbunden. Helga Roepert schreibt: „Meine Eltern und der größte Teil unserer Verwandtschaft waren überzeugte und mehr oder weniger aktive Sozialdemokraten und Gewerkschafter“. Als Kinder machten sie ihre ersten Erfahrungen in den Organisationen der Kinderfreunde und der Sozialistischen Arbeiterjugend oder traten schon in jugendlichem Alter – wie Helga Roeperts Vater Otto Ernst Lang⁶ – der Jugendorganisation des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, später der Eisernen Front bei. Doch auch die Eiserner Front, der letzte Versuch der Demokraten, die Republik zu retten, galt bei der KPD als „Versuch einer stärkeren faschistischen Aktivität“, daher war es kaum verwunderlich, dass Ende 1932/Anfang 1933 die Sozialdemokraten deren Angebote zur gemeinsamen Aktion und zum Generalstreik ablehnten.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen von Helga Roepert sind unter zwei Aspekten besonders aufschlussreich:

Viele ehemals Verfolgte haben ihre Erinnerungen aufgeschrieben, manchmal wurde das Schicksal des beziehungsweise der Verfolgten auch von den erwachsenen Kindern anhand von Unterlagen und Erzählungen nachgezeichnet. Eher selten aber beschreiben Kinder von Verfolgten ihr eigenes Leben in dieser Zeit. Helga Roeperts Erinnerungen zeichnen sich durch Detailgenauigkeit aus und durch eine klare spontane Sprache, aber ohne Sentimentalität – wie Letzteres gelegentlich bei Kindheitserinnerungen der Fall sein kann.

⁶ Siehe die Kurzvita von Otto Ernst Lang, in: Für Freiheit und Demokratie. Hamburger Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten in Verfolgung und Widerstand 1933–1945, Hamburg 2003, S. 94f.

Zum Zweiten werden aus diesen Erinnerungen typische Lebensumstände sichtbar, die in dieser oder jener Form in fast allen sozialdemokratischen Familien gleich waren:

- Die beengten Lebensverhältnisse, unstete Arbeitsverhältnisse, lange Erwerbslosigkeit, besonders nach der Wirtschaftskrise. Bescheidene Wohnverhältnisse, kein Bad, Straßenbahnbenutzung als Luxus, ökonomisches Haushalten der Frauen: Fast jede hatte sich eine Nähmaschine erspart, alte Kleider wurden aufgetrennt und verwertet, Schuhe selbst besohlt, Wollsachen aufgeribbelt und neu verwertet.
- Heranziehung der Kinder zu häuslichen und anderen Arbeiten, gleichzeitig das Bemühen, den Kindern den Aufstieg über eine bessere Schulbildung zu ermöglichen. Trotz materiellen Mangels wird Helga der „Oberbau“ ermöglicht, der ab der 7. Klasse nach einer Aufnahmeprüfung nach vier Jahren zur Mittleren Reife führte. Ähnliche Aufstiegswege kennt man von anderen prominenten Hamburger Sozialdemokraten, zum Beispiel von Herbert Dau oder Paul Nevermann. In Hamburg gab es bereits vor der Novemberrevolution qualitativ gute Schulen, die Lehrer in der Volksschule waren für Volks- und Realschulen qualifiziert, ab der 5. Klasse war Englischunterricht möglich. So schreibt Helmut Raloff in seiner (unveröffentlichten) Familiengeschichte: „Bertha und Heinrich waren sich als klassenbewusste Arbeiter der Bedeutung einer guten Schulbildung bewusst, deshalb zogen sie 1906 aus dem preussischen Altona nach Hamburg, weil es hier mit der ‚Selecta‘ eine zusätzliche Klassenstufe gab und außerdem Lehr- und Lernmittelfreiheit herrschte, für eine Arbeiterfamilie mit sechs Kindern ein unschätzbare Vorteil.“ In den 1920er Jahren boten Aufbau- und Reformschulen sowie Arbeiter-Abiturientenkurse beste Bildungsmöglichkeiten. Bekanntestes Beispiel ist die Lichtwarkschule, die Helmut und Loki Schmidt besuchten.

- Es gab häufige Zeiten der Arbeitslosigkeit, besonders nach 1929, Überbrückung der Not durch Familienhilfe. So wohnte die junge Familie von Otto Ernst Lang zunächst bei Verwandten und auch in der Folgezeit hielt das familiäre Netz.

Noch in der Nacht des Reichstagsbrands am 28. Februar 1933 wurde dieser der KPD angelastet und Tausende Oppositionelle, besonders Kommunisten, in sogenannte „Schutzhaft“ genommen, auch in Hamburg. Nach dem März 1933 erfolgten die ersten Verhaftungen führender Funktionäre der Hamburger SPD. Diese, wie die meisten der Genossen, glaubten aber noch, dass der „Spuk“ dieses Regimes in einigen Wochen oder Monaten beseitigt sein werde. Doch schon seit Mitte April waren der SPD politische Versammlungen und die Benutzung öffentlicher Räume untersagt. Erst nach der Besetzung der Gewerkschaftshäuser wurde ein Vertrauensmann mit dem Bargeld der Hamburger SPD ins Ausland geschickt und nach der erneuten Verhaftung der führenden Funktionäre bei einer (von der NS-Polizeiführung genehmigten) Versammlung in den Räumen des „Hamburger Echo“ Mitte Juni wurde ihnen deutlich, dass die vom Parteivorstand in Berlin propagierte „Legalitätspolitik“ gescheitert war. Mitgliederkarteen wurden vernichtet, Vertrauensleute ausgewählt, Papier, Schreibmaschinen und Vervielfältigungsapparate besorgt. Ein durch Zufall bei dieser Versammlung nicht anwesender Distriktvorsitzender, Walter Schmedemann, begann sofort mit dem Aufbau einer Widerstandsorganisation.⁷

Bei Durchsicht der Lebensläufe von verfolgten Hamburger Sozialdemokraten ergeben sich wiederum typische Muster, für die Otto Ernst Langs Aktivitäten beispielhaft sind:

⁷ Vgl. Holger Martens, Widerstand und Verfolgung 1933–1945, in: SPD Hamburg (Hrsg.), Alles für Hamburg: Die Geschichte der Hamburger SPD von den Anfängen bis zum Jahr 2007, Hamburg 2008, S. 47–60.

- Der Widerstand wurde in Kleingruppen organisiert. In aller Regel kannte man sich aus dem Reichsbanner, aus der Gewerkschaftsarbeit oder aus früheren Sport- und Jugendgruppen und wohnte im gleichen oder nahe gelegenen Quartier.⁸ Gerade die Schufos (Schutzformationen) des Reichsbanners spielten im frühen Widerstand eine herausragende Rolle.⁹
- Man verfertigte Flugblätter und verteilte Schriften. Bei Kontaktaufnahme mit anderen Genossen ging man konspirativ vor: „Die jeweiligen Empfänger kannten auch immer nur einzelne Mitglieder von Widerstandsgruppen, denen sie die Schriften weiterreichen konnten. Dadurch verhinderte man, dass es bei Verhaftungen zu Kettenreaktionen kommen konnte.“ (Roepert)
- Mit Haussuchungen wurde gerechnet (bei Otto Lang: Der Vervielfältigungsapparat war unter dem Wohnzimmertisch befestigt, der mit einer großen Tischdecke bedeckt war, das wurde bei der Haussuchung nicht entdeckt), aber nicht immer gelang es, alles Material rechtzeitig wegzuschaffen.
- Die Familie tolerierte beziehungsweise unterstützte die Widerstandsaktivitäten. Das noch nicht schulpflichtige Kind wusste schon, dass „Nazi“ etwas Schlechtes war, dass es über alles, was es erfährt, den Mund halten musste. Das führte zu Isolierung und einem Gefühl des Ausgegrenztseins. Auch aus anderen Lebensgeschichten wird das deutlich.¹⁰

⁸ Bericht Adolph Kummernuss, in: Dokumentation Stadthaus in Hamburg, Gestapo-Hauptquartier von 1933 bis 1943, hrsg. von der Gewerkschaft ÖTV, Bezirksverwaltung Hamburg, Hamburg 1981, S. 19–21.

⁹ Vgl. Walter Tormin, Verfolgung und Widerstand von Hamburger Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten 1933–1945. Ein Überblick, in: Für Freiheit und Demokratie, S. 10–22.

¹⁰ Uwe Kaminsky, Verfolgung im Arbeitermilieu, in: Sybille Baumbach/Uwe Kaminsky/Alfons Kenkmann/Beate Meyer (Hrsg.), Rückblenden. Lebensgeschichtliche Interviews mit Verfolgten des NS-Regimes in Hamburg, Hamburg 1999, S. 206–317.

-
- Wie andere ehemalige Sozialdemokraten und Kommunisten standen gerade frühere Reichsbannerleute unter scharfer Beobachtung. Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen häuften sich die Verhaftungen in den Jahren 1934/35. So wurde auch Lang im Februar 1935 für drei Monate in „Schutzhaft“ genommen. Im Konzentrationslager Fuhlsbüttel, seit September 1933 unter der Regie von SA und SS, wurde geprügelt und gefoltert. In Helga Roeperts wie auch in anderen Erinnerungen¹¹ wird angemerkt, dass die gebrauchte Wäsche des Gefangenen, die einmal in der Woche von der Familie abgeholt werden durfte, blutig war. Psychofolter also auch für Familie und Freunde. Selbstmorde im Konzentrationslager Fuhlsbüttel waren an der Tagesordnung, sogar einzelne Selbstmorde aus Angst vor Verhaftung. Doch nicht immer konnte geklärt werden, ob es nicht doch Mord war. „Kein anderes KZ wies in den Vorkriegsjahren eine so hohe Todesrate auf wie das Ko-La Fu“, stellte der Historiker Detlef Garbe¹² fest.
 - Helga Roepert schilderte die schwierigen Lebensumstände ihrer Mutter, gerade auch nach der zweiten Verhaftung des Vaters im November 1935. Krankenversicherung gab es nicht. Die Wohlfahrtsfürsorge war minimal, denn solche Familien waren „unwürdig“ und wurden entsprechend behandelt.¹³ Auch das entsprach den Erfahrungen anderer Familien von Verfolgten. So berichtete die Hamburger Sozialdemokratin Gesa

¹¹ Vgl. Frauen im Faschismus, Frauen im Widerstand. Hamburger Sozialdemokratinnen berichten, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen, Hamburg o.J., S. 11.

¹² Detlef Garbe, Institutionen des Terrors und der Widerstand der Wenigen, in: Hamburg im „Dritten Reich“, S. 519–573, hier: S. 530 (von 1935 bis Kriegsbeginn sind 59 Todesfälle dokumentiert).

¹³ Siehe auch die Vita von Albert Blankenfeld in: „Dass die Frage der Wiedergutmachung... zu einem öffentlichen Skandal geworden ist“. Zur Tätigkeit der ehemals verfolgten Sozialdemokraten 1945–2005, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten, Hamburg 2008.

Schneider von der Verhaftung des Vaters und der Großeltern, die Mutter ist zur Entbindung im Krankenhaus. Die acht Kinder blieben allein. Gesa, als Älteste, 13 Jahre alt, ging abwechselnd mit der Schwester nur jeden zweiten Tag zur Schule, „einer musste ja auf die Kleinen aufpassen“, bis eine Lehrerin die Not der Kinder entdeckte.¹⁴ Mitleidige Nachbarn stellten nachts heimlich Essen vor die Tür. Auch Gesa musste dem Vater frische Wäsche in das Konzentrationslager Fuhlshüttel bringen und erhielt blutige Wäsche zurück.

Der Anklageschrift des Generalstaatsanwalts beim Hanseatischen Oberlandesgericht gegen „Hausen und Genossen“, zu denen auch Otto Ernst Lang gehörte, ist zu entnehmen, dass die sechs Beschuldigten zwischen Ende August und November 1935 verhaftet wurden. Alle bis auf einen waren vor 1933 Mitglied des Reichsbanners gewesen. Drei von ihnen hatten einen Verteidiger, einen Dr. Walter Klaas. Sie wurden beschuldigt, „zu Hamburg in den Jahren 1933, 1934 und 1935 gemeinschaftlich und fortgesetzt handelnd, das hochverräterische Unternehmen, mit Gewalt die Verfassung des Reiches zu ändern, vorbereitet zu haben“.

Unter „1. Die hochverräterischen Bestrebungen der SPD“, stellte der Staatsanwalt fest: „So wurde und wird noch durch einen großangelegten Pressefeldzug versucht, das Ausland gegen das neue Deutschland einzunehmen. Eine beispiellose Hetze setzte ein, die in zahllosen unrichtigen Meldungen und Greuelmärchen ihren Ausdruck fand. Die deutsche Regierung wurde in übelster Weise verächtlich gemacht und beschimpft und die getroffenen Maßnahmen als gegen das Ausland gerichtet, als arbeiterfeindlich usw. hingestellt [...] Die SPD bekennt sich daher nunmehr nach Übernahme der Regierungsgewalt durch den Nationalsozialismus zum revolutionären Kampf. Sie will – wie die

¹⁴ Frauen im Faschismus, Frauen im Widerstand, S. 12.

KPD – die gewaltsame Zertrümmerung des Staates um alsdann einen Staat nach den Grundsätzen der marxistischen Weltanschauung zu schaffen. Die SPD erblickt in der heutigen Führung des deutschen Reiches die Ausübung einer Diktatur, die niemals freiwillig auf die Herrschaft verzichten wird [...] Wenn es bisher offenbar nicht zu einer völligen Übereinstimmung zwischen KPD und SPD gekommen ist, so ist dies nicht in einem Auseingehen in dieser entscheidenden Kampffrage begründet. Es spielen hier andere Fragen mit, in denen die Leitung der sozialdemokratischen Partei Deutschlands die bedingungslose Anerkennung der Grundsätze und Richtlinien der Kommunistischen Internationale vorläufig noch ablehnt“. Der Generalstaatsanwalt nahm auch Bezug auf bereits verurteilte Gruppen der SPD. Vernehmungen, Folterungen, Haussuchungen führten zu genauem Beleg des Zusammenhalts der Gruppe und ihrer Aktivitäten. Er verwies auf die mit dem Gesetz zur Änderung von Vorschriften des Strafrechts und des Strafverfahrens vom 24. April 1934 neu gefassten Hochverratsbestimmungen und beantragte entsprechende Bestrafung.

Leugnen war für die Angeklagten kaum möglich. Mit Prügeln, Einzelhaft und Lügen – andere hätten bereits gestanden – wurde versucht, den Angeklagten nicht nur Geständnisse, sondern auch die Angabe weiterer Namen zu erpressen. Aus verschiedensten Lebensberichten¹⁵ wird die Strategie deutlich, mit der die Verhafteten versuchten, möglichst wenig zuzugeben und keine anderen zu belasten:

- Zunächst wurde nur zugegeben, was die Gestapo bereits wusste und gegebenenfalls bei einer Haussuchung entdeckt hatte.
- Die Ehefrauen wurden soweit möglich im Ungewissen über Details der illegalen Tätigkeit gelassen, nicht selten mit der

¹⁵ Dokumentation Stadthaus in Hamburg; Baumbach/Kaminsky/Kenkmann/Meyer, Rückblenden; weitere Zeitzeugenberichte.

Maßgabe, sich gegenüber der Gestapo als „dumme Hausfrau“ darzustellen. Da das dem Frauenbild der Nationalsozialisten entsprach, hatte das nicht selten Erfolg. Dennoch gab es Fälle, in denen die Frauen aus Angst Selbstmord verübten.

- Wenn irgend möglich wurde mit einem Mitangeklagten heimlich Kontakt aufgenommen, um Absprachen über die Aussagen zu treffen.
- Es wurden möglichst nur Namen von Genossen genannt, von denen man wusste, dass sie bereits außer Landes oder tot waren.

Es war jedoch nicht auszuschließen, dass unter den Qualen von Folter und Schlägen einer alles zugab und auch Namen nannte. Das war, aus den Berichten zu schließen, allerdings eher selten der Fall.

Abgesehen von Todesfällen, die als Selbstmord deklariert wurden¹⁶, gab es bei den wegen Widerstandsaktivitäten verhafteten Sozialdemokratinnen wenig Hinweise auf körperliche Misshandlungen, jedoch waren Beschimpfungen, strenge Einzelhaft und Drohungen nicht unüblich.

Otto Ernst Lang wurde schließlich in das Konzentrationslager Börgermoor an der Ems eingewiesen und erst nach drei Jahren entlassen.

In diesem Zusammenhang ist allerdings auch der ‚stillen Helfer‘ zu gedenken. Es gibt in Hamburger Lebensberichten verschiedentlich Hinweise auf Vollzugsbeamte und Polizisten¹⁷, die schon vor 1933 im Amt waren und aktiv Hilfe leisteten – vergleiche die Einzelhaft von Martha Damkowski¹⁸ – und es fällt auf, dass in vielen Berichten von der Erleichterung die Rede ist, die

¹⁶ Vgl. Dokumentation Stadthaus in Hamburg, Bericht von Herbert Lüth betr. Selbstmord Asta Asmussen nach Folterungen.

¹⁷ Ebd., Berichte Erich Lüth und Heinrich Braune.

¹⁸ Frauen im Faschismus, Frauen im Widerstand, S. 25.

die Gefangenen verspürten, wenn sie in das normale Untersuchungsgefängnis überführt wurden. Die Parteigenossen sammelten Gelder für die Familien der Verhafteten – auch das stand unter Strafe. Und je nach Einbindung in das jeweilige Milieu gab es Gesten der Hilfe. „Manche Leute in unserer Nachbarschaft waren sehr nett zu uns. Manchmal fand meine Mutter einen Briefumschlag mit etwas Geld auf der Fußmatte“, schreibt Helga Røpelt und berichtet auch von Hilfgesten anderer, die nicht dem sozialen Milieu angehörten – durch einen Kriminalbeamten oder einen Zahnarzt.

Vor allem die Familie spannte ein weites Netz, um dem Kind den Vater zu ersetzen.

Ob die Hilfe Außenstehender aus menschlicher Hilfsbereitschaft oder politischer Resistenz resultierte, darüber kann man nur spekulieren. Die Resistenz des sozialdemokratischen beziehungsweise kommunistischen Milieus gegen die nationalsozialistische Ideologie zeigte sich in vielen kleinen Berichten:

- Franziska Haenel¹⁹ schaffte es, „trotz zahlreicher peinlicher Situationen“ nie den Hitlergruß zu leisten. Das Bemühen, diesen zu vermeiden, zieht sich durch viele Erinnerungen. Der Historiker Walter Tormin verweist auf Berichte, nach denen sich Sozialdemokraten sofort „an einem Blick oder einem Wort erkannten.“ Der organisierte Widerstand war zwar 1937/38 zerschlagen, aber „der Widerstand verlagerte sich

¹⁹ Kaminsky, Verfolgung im Arbeitermilieu, S. 268. Franziska Haenel, geboren 1898, trat 1917 zusammen mit ihrem Mann in die SPD ein, sie waren auch Mitglieder der Deutschen Friedensgesellschaft. 1933 trafen beide die bewusste Wahl „zu überwintern“. Im Juli 1944 wurde Franziska Haenel wegen regimekritischer Äußerungen im Luftschutzkeller von einer Nachbarin denunziert und am 22. Dezember 1944 wegen „Heimtücke“ zu einem Jahr und drei Monaten Gefängnis verurteilt. Sie empfand das Verbot des Hitlergrußes im Untersuchungsgefängnis als „positiv“. Nach Verbringung in ein Gefängnis in Bützow verursachte die Arbeit in einem metallverarbeitenden Betrieb schwere Gehörschäden bei ihr. Sie wurde am 2. Mai 1945 von der Russischen Armee befreit.

von der äußeren Aktivität mehr in die innere Haltung“.²⁰ Im Gegensatz dazu stand der kommunistische Widerstand. Trotz Verfolgung glaubten die Kommunisten, eine wirkungsvolle Opposition vor allem in den Betrieben aufrechterhalten zu können und den Nationalsozialismus zu überdauern. Das war ein folgenschwerer Irrtum. Er kostete die KPD – auch durch Infiltration von Spitzeln in die Gruppen und durch Verrat – immense Opfer, auch in Hamburg. „Aber alle Opfer, und ein noch so energischer Widerstand gegen die Nationalsozialisten nach dem 30. Januar 1933 können nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Politik der KPD falsch war und zu einer schweren Niederlage führte“, stellte der Historiker Werner Jochmann fest. „Da aber Kommunisten“, wie ein prominentes Mitglied²¹ der spanischen KP feststellte, „kein historisches, sondern ein ‚ideologisches Gedächtnis‘ haben, gestehen sie sich bis heute die politischen Fehler, die die Zerschlagung ihrer Partei im Jahr 1933 mit verursachten, nicht ein [...], sondern stellen die Geschichte in den Dienst ihrer heutigen Interessen und ‚zensieren‘ sie.“²²

- „Meine Mutter hatte immer Lebensmittel bei sich, die sie [Zwangsarbeitern] heraufreichte“, schreibt Helga Roepert – das geschah in der Zeit, in der sie selber Mangel litten. „Auf der Veddel gab jeder etwas, der da durchging.“²³ In Arbeitersiedlungen, die an Zwangsarbeiterlagern grenzten, oder bei der gemeinsamen Arbeit kam das wohl öfter vor, so dass es in Lebensberichten, wenn überhaupt, nur am Rande erwähnt wird.

²⁰ Tormin, Verfolgung und Widerstand von Hamburger Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten, S. 19.

²¹ Jochmann zitiert hier Jorge Semprun.

²² Werner Jochmann, Die Errichtung der nationalsozialistischen Herrschaft in Hamburg [1983], in: Hamburg im Dritten Reich, hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg, Hamburg 1998, S. 58.

²³ Auskunft von Helga Roepert, 6.4.2009.

-
- Hamburger Sozialdemokratinnen erzählten der Autorin, in ihrer Straße hätten die Frauen immer am 1. Mai die Bettwäsche gewaschen. Warum? Die federgefüllten roten Inletts wurden „zum Auslüften“ aus dem Fenster gehängt. Die ganze Straße sei ‚rot‘ gewesen. Eine andere erzählte, ihre Mutter habe immer Unterwäsche auf die Fahnenstange gehängt, neben die NS-Fahne. Eine andere Sozialdemokratin wiederum hisste die grüne Schrebergartenfahne als ihr befohlen wurde, sie müsse zu Führers Geburtstag flaggen. Der Blockwart war hilflos, als sie ihn nach seiner Beschwerde fragte, seit wann denn Schrebergartenfahnen verboten seien.
 - Partei- und Distriktsfahnen wurden sicher versteckt – für „die Zeit danach“.
 - Rektor und Lehrer/innen an der Grundschule Bullenhuser Damm grenzten das Kind eines „Landesverrätters“ nicht aus.
 - Bei der ersten Kinderlandverschickung von Helga Roepert mit dem ihr vertrauten Lehrerehepaar betreuen diese die Kinder wie Ersatzeltern. Roepert berichtet, dass Lehrer, wie der spätere Landesschulrat Ernst Matthewes, sich sogar um derartige Aufgaben bemühten, um der Beobachtung durch die Gestapo zu entkommen.²⁴ Ob Drill und ideologische Beeinflussung in den Lagern stattfanden, hing offenbar sehr von den jeweiligen Persönlichkeiten ab. Dass diese Gefahr bestand war möglicherweise den Eltern von Helga Roepert klar, denn bei der zweiten Verschickung weigerte sich die Mutter zunächst, „weil das meinem Vater nicht recht [gewesen] wäre“, schreibt Roepert.

Trotz allem, die Devise der Familie hieß: nicht auffallen. Die Mutter befolgt die Aufforderung, die Tochter zum Bund Deutscher Mädel (BDM) anzumelden, da sie wusste, dass sie beobachtet wurde. Schon ein wenig skurril ist die Schilderung, wie

²⁴ Ebd.

Helga Roeperts Mutter, die auf Reisen immer von dem gleichen Beamten beschattet wurde, ihm vorher immer den Fahrplan gab, damit er wusste, wann er umzusteigen hatte. Diese Frau zeigte in der schweren Zeit große Stärke. Als die sonst so stabile Tochter gegen Kriegsende eine Angstneurose entwickelte und nicht mehr aß, da ließ sie sich beurlauben und wusste dem Kind zu helfen.

Wie sehr diese Zeit die Frauen und Kinder der Verfolgten – und nicht nur der Verfolgten – traumatisiert hat, wird klar, wenn man sich Lebensläufe nach 1945 ansieht: Nicht wenige Frauen wurden dann erst krank, hatten Depressionen und ihre Kinder, die ihnen Partnerersatz gewesen waren und die Schrecken von Verfolgung und/oder Bombenkrieg erlebt hatten, mussten mit ihren Erlebnissen ohne Hilfe fertig werden.²⁵

Die Gestapo ließ die Familie auch nach der Entlassung von Otto Ernst Lang nicht aus den Fängen. Im Dezember 1942 erhielt er eine Vorladung und zog es vor, sich zum Wehrdienst zu melden. Lang wurde ins Bewährungsbataillon 999 gesteckt und versuchte bei Kriegsende in Griechenland von der Insel Kos zu fliehen, um eventuellen Massakern der Nationalsozialisten zu entgehen. Er kam dabei um, und seine Witwe musste bis 1962 durch alle Instanzen klagen, um die entsprechende Verfolgtenrente zu erhalten.

Der frühere Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten (AvS) in Hamburg, Albert Blankenfeld, errechnete, dass mindestens 1.546 Hamburger Sozialdemokraten und Sozialdemokratinnen in Haft gewesen waren. Rechnet man Hunderte hinzu, die 1933 den Arbeitsplatz verloren haben oder Repressalien anderer Art ausgesetzt waren, ganz zu schweigen von der psychischen und materiellen Not der Familienmitglieder,

²⁵ Vgl. Ulrike Demmer, Verdrängter Schrecken. Wie Kriegskinder ihr Trauma vererben, in: SPIEGEL online, 27.2.2009, URL: <<http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,610297,00.html>> [19.11.2009].

so wird die Dimension dieser Erfahrungen in den Jahren des Terrors sichtbar. Helga Roeperts Mutter war jahrelang in der AvS aktiv, ihre Tochter ist es noch heute. Die Bundes-SPD hat diese Arbeitsgemeinschaft seit Jahren aufgegeben.²⁶ Doch in München ist eine Gruppe weiterhin aktiv, desgleichen in Hamburg. Noch heute arbeiten Kinder und Enkel der Verfolgten mit den Mitgliedern der SPD, die sich dem Thema besonders verbunden fühlen, zusammen. Mit Aufklärungs- und Erinnerungsarbeit wird nicht nur an die Verfolgung in der Zeit des Nationalsozialismus erinnert, sondern auch an die Leiden und Opfer der Sozialdemokraten, die im Widerstand gegen das kommunistische System nach 1945 in der Ostzone/DDR verhaftet wurden oder ihr Leben ließen. Erinnerungsarbeit kann man nicht denen überlassen, die noch heute mit dem Totschlagargument „Antifaschismus“ differenzierte, wissenschaftlich fundierte Geschichtsinterpretationen zu vermeiden suchen.

²⁶ Zur Geschichte der AvS und zu ihrem Stellenwert innerhalb der SPD: Kristina Meyer, Verfolgung, Verdrängung, Vermittlung. Die SPD und ihre NS-Verfolgten, in: Norbert Frei/José Brunner/Constantin Goschler, Die Praxis der Wiedergutmachung, Göttingen 2009, S. 159–202.

Helga Roepert

„Anfang 1935 flog die Gruppe meines Vaters auf...“. Erinnerungen einer Sozialdemokratin an eine glückliche Kindheit in schrecklichen Zeiten

Anfang der 1930er Jahre des vorigen Jahrhunderts herrschte in Deutschland hohe Arbeitslosigkeit. Sechs Millionen Menschen waren davon betroffen. Gleichzeitig waren Wohnungen knapp und für Arbeitslose war es kaum möglich, eine zu mieten. Junge Paare aus einfachen Verhältnissen warteten daher mit dem Heiraten bis „bessere Zeiten“ kämen. Wenn man aber „Pech“ gehabt hatte und ein Kind sich anmeldete, dann „musste“ geheiratet werden. Denn ein uneheliches Kind war eine Schande! In diese Zeit wurde ich hineingeboren. Als ich am 31. Mai 1931 zur Welt kam, waren meine Eltern gerade knapp fünf Monate verheiratet. Ich war also ein „Fünfmonatskind“.

Obwohl mein Vater gerade bei der Kaiverwaltung Hamburg beschäftigt war, mussten meine Eltern zehn Monate auf eine eigene Wohnung warten. Sie waren daher froh, dass sie vorübergehend bei meinem Onkel und meiner Tante auf der Veddel²⁷ wohnen konnten. Onkel Bernhard war der „große“ Bruder meiner Mutter, der sich immer sehr liebevoll um seine kleineren Geschwister gekümmert hat. Tante Zissi, seine Frau, kannte meine Mutter aus der Jugendbewegung. Sie war erheblich älter und war meiner Mutter eine mütterliche Freundin. Ich hatte also vier Erwachsene, die mich ab meiner Geburt liebevoll umsorgten. Auf Fotografien aus meinen ersten Lebensmonaten mache ich daher einen sehr zufriedenen Eindruck. Während der Schwangerschaft meiner Mutter lebte noch eine meiner Urgroßmütter. Die hätte gerne einmal eine

²⁷ Arbeiterviertel, Ostteil der Insel Veddel, von Hamburg durch einen Elbarm getrennt.

oder einen Nachkommen im Kinderwagen spazieren gefahren. Meine Mutter versprach, ihr das zu ermöglichen. Daraufhin wollte mein Großonkel, der jüngste Sohn meiner Urgroßmutter, uns einen Kinderwagen schenken. Kurz vor meiner Geburt verstarb Ur-oma und das versprochene Geschenk blieb aus.

Unsere erste eigene Wohnung befand sich in Rothenburgsort am Ausschläger Billdeich.²⁸ Es handelte sich um eine Zweizimmerwohnung mit Toilette, einer großen Wohnküche und einer geräumigen Abstellkammer. Die Kammer hatte ein Fenster zum Treppenhaus. Von den Fenstern der Küche und der Toilette sah man nach hinten in einen Hauseinschnitt und weiter auf den Schulhof Bullenhuser Damm. Von den Zimmern sah man nach vorn auf die Straße. Ein Zimmer hatte einen Balkon. Auf dem machten wir es uns bei schönem Wetter gemütlich. Alle Räume unserer Wohnung gingen vom Flur ab. Damals herrschte auf den Straßen nur geringer Verkehr, daher gehörten Wohnungen wie unsere zu den besseren. Auf jeder Etage unseres Mietshauses gab es vier Wohnungen. Zwei lagen jeweils nach vorn und zwei nach hinten. Die hinteren Wohnungen waren sehr schmal, so dass man zum zweiten Zimmer nur kam, wenn man das erste durchquerte. Außerdem war es in diesen Räumen dunkler als bei uns. Obwohl wir also eine bessere Wohnung bekommen hatten, war sie mit der von Onkel Bernhard und Tante Zissi nicht zu vergleichen. Die hatte nämlich ein Badezimmer mit zentraler Warmwasserversorgung und Naraheizung (in der Küche gab es einen Herd, in dem Wasser erhitzt wurde, das dann durch Rohre in die übrigen Räume geleitet wurde).

In unserer Wohnung hatte jedes Zimmer zum Heizen einen eisernen Ofen und in der Küche gab es einen Kohleherd sowie einen Handstein (Ausguss mit Wasserhahn). Als Küchenschrank diente ein alter Phantasieschrank, den meine Eltern geschenkt

²⁸ Straße in der Nähe, Arbeiterviertel.

bekommen hatten. Aus ihrer Jugendzeit hatte meine Mutter eine Chaiselongue mitgebracht, die stand hinter dem sehr stabilen Küchentisch, der eine herausdrehbare Spüle enthielt. Diesen Tisch und das Schlafzimmer hatte meine Mutter von ihrem Ersparten gekauft. Sie hatte nämlich seit ihrem 14. Lebensjahr bis kurz vor meiner Geburt bei Bischoff und Rodaz, einer Strickwarenfabrik, als Maschinenstrickerin gearbeitet und für damalige, Verhältnisse recht gut verdient. Mit Geld konnte sie immer gut umgehen. Sie war sehr sparsam, wenn sie sich aber etwas anschaffte, musste es schon etwas Besonderes sein. So gehörte zum Beispiel eine gute versenkbare Nähmaschine zu ihrer Aussteuer. Dieser Nähmaschine habe ich es zu verdanken, dass ich nie wie ein Armeleutekind herumlaufen musste. Von meinen Großeltern bekamen alle Enkelkinder zum Geburtstag und zu Weihnachten jeweils drei Reichsmark. Dafür kaufte meine Mutter Kleiderstoff und Zutaten und nähte die schönsten Kleider für mich. Mäntel nähte sie mir aus abgetragenen Stücken der Verwandtschaft. Das war eine mühselige und staubige Arbeit, weil dafür erst einmal viele Nähte aufzutrennen waren.

Die Miete unserer Rothenburgsorter Wohnung betrug 34 Reichsmark. Als mein Vater im Laufe des Jahres 1932 wieder arbeitslos wurde, bekam er 17,10 Reichsmark Unterstützung. Davon behielt er einen Groschen – 10 Pfennig. Den Rest bekam meine Mutter. Für die 10 Pfennige machten mein Vater und ich uns jede Woche einen schönen Sonntag. Dafür machten wir uns fein. Papa zog seinen Anzug an. Das gute Stück hatte er sich zur Hochzeit gekauft. Ich wurde in mein schönstes Kleid gesteckt. Mutti befestigte noch einen Butterlecker (das war eine breite Schleife) auf meinem Kopf. Dann konnte es losgehen. Bei kaltem Wetter zogen wir einen Mantel über und ich bekam eine Mütze aufgesetzt. Papa ging übrigens sonntags nie ohne Hut. Er war immer ein schicker Mann. Für alle Fälle hatte ich auch Handschuhe, Fingerhandschuhe!, selbstgestrickt von Oma. Die konnte

die kniffligsten Dinge stricken. Später habe ich das von ihr gelernt. Nur mir hat das Stricken nie Spaß gemacht. Daher habe ich es aufgegeben, als es uns finanziell besser ging.

Zurück zu unserem Sonntagsspaziergang. Ich hatte als Kind eine Leidenschaft: Ich fuhr so gerne Straßenbahn. Normalerweise konnten wir uns das nicht leisten. Wir gingen überall hin zu Fuß. Eine Bahnfahrt kostete 20 Pfennige, Arbeitslose zahlten 10 Pfennige und Kinder unter einem Meter gar nichts. Dieses Maß habe ich erst mit viereinhalb Jahren erreicht. Sonntags gingen mein Vater und ich immer so weit wie nur irgend konnten zu Fuß, um dann eine ziemlich lange Straßenbahnfahrt machen zu können. Unterwegs erzählte mein Vater mir viele interessante Geschichten, so dass mir der Fußweg nicht lang wurde. Wenn wir dann zu Hause ankamen, war das Mittagessen meistens gerade fertig. Hatte ich mich einmal vor dem Weggehen mit meiner Mutter gestritten, schloss mein Vater vorsichtig die Tür auf und legte seinen Hut auf den Fußboden im Flur. Dann warteten wir, was meine Mutter wohl tun würde. Sie kam, nahm den Hut und hängte ihn in die Garderobe. Das war für uns das Zeichen, dass die Luft rein war und wir uns wieder bei ihr sehen lassen konnten.

Meine Eltern und der größte Teil unserer Verwandtschaft waren überzeugte und mehr oder weniger aktive Sozialdemokraten und Gewerkschafter. Daher hatten die meisten von ihnen auch, nachdem Hitler die Macht übernommen hatte, noch lange Zeit keine Arbeit, obwohl allmählich die Vorbereitungsarbeiten für den Zweiten Weltkrieg begannen. Jene, die bis 1933 beschäftigt waren, wurden jetzt von bis dahin arbeitslosen Nazis verdrängt. Die einzige, die ihre Arbeit behalten hatte, war Tante Zissi. Sie arbeitete in der Schokoladenfabrik der GEG (Großeinkaufs-Genossenschaft). Durch Tante Zissi hatten wir auch immer Süßigkeiten im Haus. Die Arbeiterinnen durften damals Schokolade und Bonbons, die bei der Bearbeitung zu Bruch gegangen waren, mit nach Hause nehmen. Mein Vater war von Oktober 1932 bis

Oktober 1934 ehrenamtlich in der Erwerbslosen-Selbsthilfe, später NSV-Speisungsdienst, tätig. Dadurch bekamen wir unentgeltlich ein Mittagessen.

Irgendjemand hatte mir einmal eine kleine Puppe geschenkt, die eine Marineuniform trug. Uniformen waren für Tante Zissi ein rotes Tuch. Als sie die Puppe bei mir entdeckte, platzte sie heraus: „Wo hast Du denn den Nazi her?“. Ich war damals zwei Jahre alt. Jedes Mal, wenn dann in meiner Gegenwart auf Nazis geschimpft wurde, habe ich die arme Puppe ergriffen und sie mit den Worten „eischer Nazi!“ durchgeprügelt. Meine Mutter hat die Puppe eines Tages entsorgt.

Mein Vater hatte am 30. Januar, dem Tag der „Machtübernahme“ Geburtstag. 1933 war das für ihn kein Feiertag. Er verteilte mit seinen Genossen Flugblätter, auf denen vor den Nationalsozialisten gewarnt wurde: „Wer Hitler wählt, wählt Krieg!“. Viele Sozialdemokraten hatten sich damals mit Hitlers „Mein Kampf“ beschäftigt und daraus entnommen, dass schlimme Zeiten auf Deutschland zukommen würden. Mein Vater war auch Mitglied im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Das war die Schutzorganisation der demokratischen Parteien. Ihre Aufgabe bestand darin, Parteiversammlungen vor Übergriffen der NSDAP, aber auch der KPD zu schützen. Die Reichsbannerleute trugen Uniformen und waren an Waffen ausgebildet worden. Während der Weimarer Republik war es nicht selbstverständlich, dass die Polizei dafür sorgte, dass Parteiveranstaltungen ungestört durchgeführt werden konnten. An jenem Tag im Januar 1933 warteten nun mein Vater und seine Kameraden vergeblich auf den Einsatzbefehl „loszuschlagen“, um die „braunen Horden“ zu verjagen. Die Reichsbannerführung befürchtete jedoch, es könnte zu einem Blutbad kommen, ohne das Ziel erreichen zu können. Denn ein großer Teil der deutschen Bevölkerung hatte kein Vertrauen mehr zur Demokratie. Die hohe Arbeitslosigkeit hatte dafür schon zu lange gedauert. Außerdem waren sich die Gegner der Nazis nicht

einig. Mit den Kommunisten konnte man nicht zusammen arbeiten, weil sie von Moskau gesteuert wurden. Was damals vielleicht nur eine Vermutung war, hat sich in der Folgezeit bestätigt. Aus dem Buch „Radek“ von Stefan Heym kann man das auch herauslesen.

Jugendgruppe

Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold
Bund der republikanischen Kriegsteilnehmer e.V.

Gau Hamburg-Bremen-Nordhannover




Mitgliedsausweis Nr. *B. 305*

für *Otto Lang*
(Vor- und Zuname)

Ortsverein *Hamburg*
(Wohnort)

Eingetreten am *8. Oktober* 192*4*



17

Der Ortsvereinsvorstand

I. A.:

Joh. Jenevich
(Unterschrift)

Mitgliedsausweis des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold von Otto Lang, 8. Oktober 1924 (Privatarchiv Helga Roepert)

Als nicht mehr damit gerechnet werden konnte, dass der Spuk, „die Nationalsozialisten!“, schnell verschwinden würde, bildeten sich verschiedene Widerstandsgruppen. Mein Vater traf sich nun regelmäßig mit drei Genossen, die er schon länger kannte, umschichtig in den Wohnungen. Es waren Helmuth Weidt, Fritz von Hacht und Franz Wendt. Sie diskutierten miteinander und entwarfen und druckten Flugblätter, in denen sie die Bevölkerung über die Ziele der neuen Regierung aufklären wollten. Einen Drucker hatten sie damals unter unserem Tisch im Wohnzimmer befestigt. Über dem Tisch lag eine große Tischdecke. Die Widerstandsgruppen bekamen auch Druckerzeugnisse von Genossen, die ins Ausland immigriert waren, geliefert. Dieses Material konnte natürlich nicht mit der Post geschickt werden. Kuriere brachten die Schriften über die Grenze und lieferten sie an Leute, die nur ihnen bekannt waren. Die jeweiligen Empfänger kannten auch immer nur einzelne Mitglieder von Widerstandsgruppen, denen sie die Schriften weiterreichen konnten. Dadurch verhinderte man, dass es bei Verhaftungen zu Kettenreaktionen kommen konnte.

Wenn das Treffen in unserer Wohnung stattfand, freute ich mich immer sehr, wie alle Kinder, die gerne Besuch hatten. Um mich los zu werden, zog einer der Männer dann irgendwann eine Zigarette aus der Tasche. Das war für mich das Zeichen zu verschwinden. Was ich natürlich nur unter Protest tat. Meine Mutter hatte mir nämlich eingeschärft, einen Raum zu verlassen, in dem geraucht wurde, weil Kinder davon Husten bekämen. Ich bin davon überzeugt, dass niemand damals die Zigarette angezündet hat, denn für solch einen Luxus gab keiner der Genossen Geld aus.

Anfang 1935 flog die Gruppe meines Vaters auf. Er selbst wurde am 5. Februar 1935 in Schutzhaft genommen, „weil er dringend verdächtig ist, den organisatorischen Zusammenhalt der SPD erhalten zu haben und weil er durch sein Verhalten die öffentliche Sicherheit und Ordnung unmittelbar gefährdet.“ Gegen den Schutzhaftbefehl war eine Beschwerde nicht zulässig. Am

30. April 1935 wurde er aus der Untersuchungshaft entlassen. Zeitweise hatte er im Konzentrationslager Fuhlsbüttel gesessen. Am 14. Juni 1935 wurde das Verfahren gegen ihn eingestellt. Mir hatte man gesagt, mein Vater müsste woanders arbeiten und könnte nicht so oft nach Hause kommen.

Im Sommer 1935 unternahmen wir wieder viel miteinander. Zu dritt gingen wir zur Bille zum Baden und lagen faul in der Sonne. Wir trafen dort viele Bekannte und Nachbarn. Mein Vater hatte ein altes Fahrrad, mit dem fuhren wir beide in den Sachsenwald. Meine Mutter hatte fürs Radfahren nicht viel übrig. Sie war ein wenig ängstlich und ich erinnere mich, dass sie einmal einen Unfall hatte, der durch einen betrunkenen Fußgänger verursacht worden war. Danach war sie nicht mehr bereit, aufs Rad zu steigen. Schade!

Ich war nun vier Jahre alt und schon sehr selbstständig. Wenn meine Eltern sich nicht um mich kümmern konnten, spielte ich alleine draußen. Ich hatte ein paar gleichaltrige Freundinnen, mit denen ich viel unternahm. Meine beste Freundin war Ellen Nachtigal, die wohnte auf unserer Etage. Sie hatte einen Bruder, Walter, der war ein Jahr jünger als wir. In der Folgezeit bekam sie noch zwei Geschwister, Horst und Inge.

Oft erwachte bei mir so eine Art Wanderlust. Dann ging ich alleine morgens los und kehrte erst zum Abendbrot wieder heim. Manchmal wanderte ich bis zum Berliner Tor²⁹. An der S-Bahn-Linie (damals Vorortbahn) entlang führte der Weg durch Grünanlagen, den Stoltenpark. Dort gab es einen sehr schönen Spielplatz mit Schaukeln. Hunger kannte ich nicht. Ich war sowieso eine schlechte Esserin. Für den Durst gab es unterwegs mehrere Wasserspender. Das waren kleine Säulen, die oben einen Metallring hatten. Wenn man auf den Ring drückte, kam ein Wasserstrahl aus einer Düse. Weil ich noch etwas klein war, musste ich mich

²⁹ Etwa drei Kilometer.

mit einem Schwung nach oben hangeln. Meistens wurde mein Zeug ein wenig nass dabei. Aber das trocknete bald wieder. Auf meinen Wegen musste ich mehrere breite Straßen überqueren. Wenn der Verkehr auch bei weitem nicht so stark war wie heute, musste man sich doch vorsehen. Meine Eltern hatten mir früh beigebracht, wie man sich zu verhalten hatte: Erst nach links sehen, dann nach rechts und in der Mitte der Straße noch einmal nach rechts. Außerdem hatte man zügig und gerade hinüber zu gehen und nicht zu laufen. Ich war sonst eigentlich kein besonders gehorsames Kind. Ging es jedoch um meine Sicherheit, konnte man sich auf mich verlassen. Noch heute verhalte ich mich im Straßenverkehr so, wie ich es von meinen Eltern gelernt habe. Selbst auf einem Zebrastreifen verlasse ich mich lieber auf mich als auf andere stärkere Verkehrsteilnehmer.

Den größten Teil meiner Erziehung hatte meine Mutter zu bewältigen. Da sie in der schwierigen Situation damals auch die Haushaltsführung übernommen hatte und gegen geringe Bezahlung Treppenhäuser reinigte, war sie meistens etwas kurz angebunden mit mir; wenn ich nicht hören wollte, legte sie mich übers Knie. Das passierte meinem Vater nie. Er nahm sich für mich immer viel Zeit. Er half meiner Mutter aber auch bei der Hausarbeit, jedoch nur bei Arbeiten in der Wohnung. Allerdings kaufte er manchmal auch ein. Dann nahm er seinen Rucksack mit und packte die Sachen dort hinein. Mit Taschen konnte ein Mann sich auf der Straße nicht sehen lassen. Wenn aber unsere Schuhe besohlt werden mussten, machte er es. Das war nicht unmännlich. Dabei ging er sehr sparsam vor: Aus einem Stück Leder bekam er durch geschicktes Aneinanderlegen viele Sohlen und Absätze heraus. Die Reste wurden dann noch gestückelt. Damals haben die meisten Männer solche Arbeiten erledigt, denn für den Schuster war nicht genug Geld vorhanden. Fast jede Familie besaß einen sogenannten Dreifuß, auf den ein zu reparierender Schuh befestigt wurde.

Mit Onkel Bernhard und Tante Zissi kamen wir oft zusammen. Wenn wir uns gegenseitig besuchten, wurde selbstverständlich nie ein öffentliches Verkehrsmittel benutzt. Wir gingen zwischen Rothenburgsort und der Veddel immer zu Fuß.

Die Widerstandgruppe meines Vaters bestand ab 1935 nicht mehr, denn die anderen drei Mitglieder waren inzwischen zu unterschiedlich hohen Gefängnis- oder Zuchthausstrafen verurteilt worden. Da alle Bekannten meiner Eltern ehemalige Sozialdemokraten waren, wurde weiterhin viel bei uns diskutiert. Auch mein Onkel und meine Tante sprachen aus, was sie dachten. Mir hatte man schon sehr früh erklärt, dass ich auch mit meinen besten Freunden nie über Dinge reden durfte, die ich zu Hause aufschnappte. Daran habe ich mich gehalten. Wahrscheinlich hatte ich deshalb später viele Jahre keine wirklichen Freunde. Ellens und meine Wege trennten sich als wir zehn Jahre alt waren.

Am 15. Oktober 1935 wurde mein Vater ein zweites Mal in Schutzhaft genommen. Dieses Mal sollte er nicht so gut davonkommen, wie das erste Mal. Eine andere Gruppe war aufgefliegen. Einer von ihnen hatte im Verhör gestanden, dass er meinem Vater von Mai bis Oktober 1934 in gewissen Abständen je 35 Exemplare der „Sozialistischen Aktion“ und der „Roten Blätter“ zur weiteren Verteilung übergeben hätte. Ein anderer Genosse, der bereits abgeurteilt war, hatte diese Angaben bestätigt. Laut Anklageschrift soll mein Vater geständig gewesen sein. Daraufhin wurde er am 19. Dezember 1935 zu zwei Jahren und drei Monaten Zuchthaus verurteilt, unter Anrechnung von zwei Monaten Untersuchungshaft. Die bürgerlichen Ehrenrechte wurden ihm aberkannt. Während der Untersuchungshaft musste meine Mutter meines Vaters Wäsche waschen. Später erzählte sie mir, dass das Einweichwasser jedes Mal tiefrot gewesen sei. So hatte man ihn gefoltert. Es ist also kein Wunder, dass er während der Verhöre geständig war. Einmal durfte ich mit, als meine Mutter die Wäsche austauschen ging. Wir trafen meinen Vater in einem großen Raum, wo noch andere Men-

schen saßen. Mein Vater und auch die meisten Männer dort trugen die gleiche Sträflingskleidung. Ich nahm an, diese Kleidung sei etwas ganz besonderes und war sehr stolz auf meinen Vater.

Zur Abbüßung seiner Strafe wurde er ins Konzentrationslager Börgermoor gebracht. Mir erzählte man, er müsse an der holländischen Grenze arbeiten. Ich sah daher ein, dass er Weihnachten nicht bei uns sein konnte. Dafür kamen meine Großeltern mütterlicherseits und mein geliebter Onkel Hans (der jüngste Bruder meiner Mutter). Gekonnt spielte mein Onkel den Weihnachtsmann. Ich habe ihn nicht erkannt.

In den nächsten zwei Jahren vertrat Onkel Bernhard die Vaterstelle bei mir. Er hatte viel Zeit für mich, er war ja bis kurz vor Kriegsausbruch arbeitslos. Auf jede meiner Fragen hatte er eine Antwort. Nie erzählte er mir Unsinn. Sollte er wirklich einmal etwas nicht wissen, so nahm er seinen Brockhaus und sah nach. Die meisten meiner Kinderbücher habe ich von ihm. Oft schlief ich auf der Veddel. Im Sommer machte ich mit ihm oder auch mit Onkel Hans Radtouren. Beiden habe ich zu verdanken, dass mir die Trennung von meinem Vater nicht zu schwer wurde. Mit beiden konnte ich aber auch über ihn sprechen und sie bestätigten mir, dass ich einen sehr guten Vater hätte. Onkel Hans hatte ein Faltboot. Wenn er mit seinem Freund paddelte, durfte ich oft mit. Wenn ich dann mit meinem Taschentuch das Deck schrubbte, kam es schon einmal vor, dass einer der beiden Paddler nass wurde. Trotzdem durfte ich das nächste Mal wieder mit.

Meine Großeltern hatten in Wilhelmsburg einen Schrebergarten. Dort verbrachte ich auch manchen Sommertag. Onkel Hans holte mich dann mit dem Fahrrad ab.

Meiner Mutter ging es nicht so gut wie mir. Sie musste nun sehen, wie sie uns über Wasser halten konnte. In einer Fabrik konnte sie nur arbeiten, wenn sie für mich einen Kindergartenplatz bekam. Dort stellte man ihr natürlich die Frage, wo denn mein Vater sei. Wenn sie dann wahrheitsgemäß antwortete, war

kein Platz für mich frei. Bei der Fürsorge teilte man ihr mit, dass sie sich von meinem Vater scheiden lassen könnte, weil er doch im Zuchthaus säße, andernfalls könnte sie keine Unterstützung bekommen. Als sie einmal um einen Wintermantel für mich bat, kamen zwei Fürsorgerinnen zu uns in die Wohnung und guckten in den Kleiderschrank. Dort entdeckten sie, dass meine Mutter einen Winter- und einen Sommermantel besaß (beide nicht mehr ganz neu). Da schlugen sie ihr vor, den Sommermantel für mich zurecht zu machen und ihn mit Watte auszufüttern. Sie sei ja sonst auch ganz geschickt. Das reichte meiner Mutter. Ich erinnere mich übrigens noch sehr gut an die beiden Fürsorgerinnen. Sie trugen eine Art grauer Uniform, ihre Haare waren streng nach hinten gekämmt. Die Frauen waren mir etwas unheimlich.

Die Besitzer der Gaststätte, in der früher immer die Parteiversammlungen der SPD stattgefunden hatten, hatten einen erwachsenen Sohn, der Fernfahrer war. Der sollte bei uns zur Untermiete wohnen und zwar möbliert. Einlogierer nannte man solche Untermieter. Meine Mutter brachte nun eines ihrer Ehebetten und die Waschkommode ins Wohnzimmer, in dem sowieso nur ein Tisch und vier Stühle standen und der junge Mann konnte einziehen. Er machte auch nicht allzu viel Arbeit, weil er wochenlang unterwegs war. Wenn er zurückkehrte, brachte er mir immer etwas mit. Er war mir sehr sympathisch.

Meine Mutter hatte bisher schon für andere Leute gewaschen. Jetzt nahm sie noch mehr Kundschaft an. In unserer Küche hing immer Wäsche zum Trocknen. Wenn Mutti plättete, hingen Decken weit über unseren Küchentisch hinüber. Ein Plättbrett konnten wir uns damals noch nicht leisten. Ich saß dann gerne unter dem Tisch, weil es mir da so vorkam, als säße ich in einem Zelt. Beim Arbeiten sang meine Mutter. Das fand ich sehr schön, wenn auch die meisten Lieder etwas traurig klangen. Unser Lieblingslied war „Mariechen saß weinend im Garten“. Zusätzlich reinigte meine Mutter auch noch Treppenhäuser. Bei schlechtem Wetter

begleitete ich sie, legte mir Fußmatten auf eine Stufe und setzte mich drauf. Das war dann richtig gemütlich. Bei gutem Wetter butscherte ich draußen umher. Weil meine Mutter mit einem Zuchthäusler verheiratet war und sich nicht scheiden lassen wollte, musste sie sich jede Woche einmal bei der für uns zuständigen Polizeiwache melden. Wenn sie dort herauskam, war sie immer noch ernster als sonst schon. Mir hat sie nie erzählt, wie man sie dort behandelte. Doch bis an ihr Lebensende hatte sie Angst vor Uniformierten. Oft wurde sie auch beschattet und zwar so, dass sie es merkte. Man wollte sie einfach fertig machen. Auch unsere wenigen Gäste wurden oft tagelang beschattet. Daher zogen sich viele von meiner Mutter zurück, unter anderem ihre Eltern. Onkel Bernhard und Tante Zissi hatten natürlich auch oft unerwünschte Begleiter, hielten aber immer zu uns. Dieses Beschatten unserer Verwandten und Bekannten geschah natürlich aus reiner Schikane und diente wohl auch als Arbeitsbeschaffungsmaßnahme.

Manche Leute in unserer Nachbarschaft waren sehr nett zu uns. Manchmal fand meine Mutter einen Briefumschlag mit etwas Geld auf der Fußmatte. In unserem Haus wohnte ein Kriminalbeamter mit seiner Frau. Dieses Ehepaar gab mir oft kleine Aufträge, für deren Erledigung sie mich dann belohnen wollten. Meine Mutter hatte mir jedoch eingeschärft, dass ich für Gefälligkeiten keine Belohnung annehmen durfte. Als ich das unserem Nachbarn sagte, sprach er ein ernstes Wort mit meiner Mutter. Von da an durfte ich bei den beiden eine Ausnahme machen. Ich weiß nicht, wie meine Mutter es schaffte, aber jeden Tag bekam ich von ihr mindestens einen Pfennig, um mir etwas zu kaufen. Dafür bekam man einen kleinen Löffel voll Salmi oder auch eine Tüte Brausepulver. Ganz glücklich war ich, wenn ich zwei Pfennige von ihr erhielt. Dann konnte ich mir beides leisten. Unter uns Kindern in unserer Straße gab es eine Spezialität: Brausepulver mit Salmi gemischt. Die Krämersfrau wusste das. Wenn ein

Kind mit zwei Pfennigen bei ihr erschien, öffnete sie bereits eine Brausepulvertüte und schüttete die Salmi hinein. Besonders nett war Familie Sippel zu uns. Dort konnte ich bleiben, wenn meine Mutter mich einmal irgendwo nicht mit hinnehmen konnte und das Wetter zu schlecht war, um draußen zu spielen. Diese Familie hatte eine erwachsene Tochter und einen Sohn, der etwa zehn Jahre älter war als ich. Der Sohn nahm mich im Winter oft mit zum Aschberg, wo wir Schlittenfahren konnten. Unterweg habe ich ihm einmal einen Heiratsantrag gemacht. Es war ihm bestimmt sehr unangenehm, als ich ihm ausmalte, wie ich für ihn kochen würde und er nur zusehen müsse, dass er Arbeit bekäme, damit wir auch immer genug Geld hätten.

Es gab jedoch einen sehr garstigen Nachbarn, der meiner Mutter nachstellte. Der roch immer stark nach Schnaps. Wenn er meine Mutter im Treppenhaus traf, bedrängte er sie regelrecht. Es machte ihm auch nichts aus, dass ich in der Nähe war. Mutti brauchte immer alle ihre Kraft, um sich von ihm zu befreien und dann rannten wir beide entweder nach oben zu Frau Sippel oder nach unten in den Laden unserer Krämerin. Meistens schimpfte er noch hinter uns her. Doch was er rief, habe ich nicht verstanden. Seiner Frau hat er erzählt, dass meine Mutter ihm nachstellte. Sie hat uns, so lange er lebte, nicht beachtet. Auch meinen Gruß hat sie nie erwidert. Ich wurde von meinen Eltern schon früh angehalten, die Nachbarn zu grüßen, egal ob ich sie mochte oder nicht. Onkel Bernhard hat den Mann ein paar Mal zur Rede gestellt. Sogar Prügel hat er ihm angeboten, obwohl mein Onkel kleiner und schwächlicher war als der Rüpel. Viel geholfen hat das jedoch nicht. Eines Tages hatte der Mensch sich tot gesoffen. Da hatten wir endlich Ruhe. Als Frau Sippel dann einmal bemerkte, dass die Witwe grußlos an meiner Mutter vorbei ging, klärte sie die Frau über ihren verstorbenen Mann auf. Daraufhin legte diese ihre Trauerkleidung ab und war zu uns, solange wir noch zusammen am Ausschläger Billdeich wohnten, immer sehr freundlich.

Da meine Mutter nur für Privatleute arbeitete war sie weder renten- noch krankenversichert. Als ich einmal Zahnschmerzen hatte, musste sie sich erneut an die Fürsorge wenden. Dort bekam sie eine Berechtigung für das Entfernen des Problemzahnes. Der Zahnarzt, den wir aufsuchten, war entschieden dagegen, den Quälgeist zu ziehen. Er hat auf eigene Kosten eine längere Behandlung durchgeführt. Immer wenn ich bei ihm war, unterhielten wir uns über meinen Vater. Ich erzählte ihm, dass der an der Holländischen Grenze arbeiten müsste und keine Zeit hätte, nach Hause zu kommen. Als die Fragen eindringlicher wurden, nahm meine Mutter ihn beiseite und erzählte ihm die Wahrheit. Daraufhin wurde er noch netter und überreichte mir zum Abschied noch ein Geschenk für den Spartopf.

Der jüngste Bruder meines Vaters, Onkel Albert, war Seemann. Er fuhr auf Walfängern. Dort waren die Seeleute am Fang beteiligt. Mein Onkel verdiente für damalige Zeiten also sehr gut. Leider war er aber auch sehr leichtsinnig und nicht besonders treu. Er wechselte oft seine Freundinnen. Als ich eines Tages auf der Straße spielte und meine Mutter unterwegs war, erschien er mit einer Frau, die er mir als neue Tante vorstellte. Beide gingen mit mir zu Frau Sippel und baten sie, meiner Mutter auszurichten, dass wir einkaufen gehen wollten. Danach marschierten wir zu dritt zum Billhorner Röhrendamm, der Einkaufsstraße Rothenburgsorts. Hier wurde ich nun eingekleidet. Es war das erste Mal, dass ich Zeug von der Stange bekam und mich vor dem Spiegel drehen konnte. Es war wie im Märchen. Wir hatten alle Drei viel Spaß miteinander. Als wir mit meinen Paketen zu Hause ankamen, war meine Mutter schon da. Onkel Albert erklärte uns nun, dass er in absehbarer Zeit seine Begleiterin heiraten wolle und bat meine Mutter, die Hochzeit auszurichten. Es war ein wunderbarer Tag für uns alle. Selbst Mutti hat ihre eigenen Sorgen für ein paar Stunden vergessen.

Nach einigen Tagen erschien die junge Frau jedoch alleine bei uns, weinte und erzählte, dass Onkel Albert sie sitzen gelassen

hätte und nun wieder mit einer Walfangflotte unterwegs sei. Ich war genauso traurig wie sie, denn noch nie hatte ich eine Hochzeit erlebt. Einige Jahre später allerdings durfte ich einmal auf der Hochzeit der Tochter unserer Hausverwalterin Blumen streuen. Die Trauung fand in einer katholischen Kirche statt, und ich musste während der Zeremonie auf einer kratzigen Matte knien. Dadurch war mir für alle Zeit der Spaß an einer kirchlichen Trauung vergangen.

Da meine Mutter sehr fleißig und auch sparsam war, hat sie nach und nach drei Küchensessel gekauft. Der letzte war für meinen Vater. Er unterschied sich ein wenig von den anderen beiden. Später hat sie mir diesen dritten. Sessel gegeben, den ich inzwischen an meine Enkelin Birte weitergereicht habe.

Im April 1937 hätte ich eingeschult werden können, obwohl ich erst Ende Mai sechs Jahre alt wurde. Die nötige Reife hätte ich gehabt, sagte meine Mutter mir. Außerdem wollte ich auch gerne zur Schule. Doch der Rektor der Schule Bullenhuser Damm, Herr Tipp, riet, noch ein Jahr zu warten, weil dann möglicherweise mein Vater wieder bei uns wäre und ich keine unangenehmen Fragen anderer Schülerinnen zu befürchten hätte. Weil meine beste Freundin Ellen Nachtigal auch noch warten sollte, wurde die Zeit mir nicht lang.

Am 19. Januar 1938 war es endlich so weit, wir konnten meinen Vater vom Hauptbahnhof abholen. Jetzt begann eine sehr schöne Zeit. Mein Vater bekam bald Arbeit und verdiente recht ordentlich. Im Herbst des gleichen Jahres konnte er zur International Harvester Company (IHC) wechseln. Es war eine amerikanische Firma, die landwirtschaftliche Maschinen herstellte und vertrieb und in der Großmannstraße in Rothenburgsort eine Niederlassung hatte. Die leitenden Angestellten dort waren Amerikaner. Unter den Mitarbeitern befanden sich noch mehr Regimegegner. Mein Vater musste allerdings wie alle deutschen Arbeitnehmer Mitglied der Arbeitsfront werden. Das

sollte die Ersatzorganisation für die verbotenen Gewerkschaften sein.

Als ich in die Schule kam, bekam meine Mutter eine Anstellung als Packerin in einer Kaffeerösterei. Angeblich war ich mit meinen sieben Jahren schon so vernünftig, dass man mir einen Haustürschlüssel anvertrauen konnte. Den behielt ich auch, als mein Vater nicht mehr lebte und meine Mutter mit einem anderen Mann zusammen war.

Ab 1938 ging es uns so gut, dass wir unsere Wohnung besser einrichten konnten. Unter anderem kauften wir uns auch einen Volksempfänger für 36 Reichsmark. Das war ein kleines Radio, mit dem man allerdings nur den Regionalsender empfangen konnte. Später im Krieg aber konnten wir damit auch den englischen Rundfunk hören. Mein Vater war manchmal etwas ungeschickt. Auf dem Weg vom Radiogeschäft nach Hause, fiel ihm das Paket aus der Hand. Als wir dann zu Hause den Apparat auspackten, sahen wir, dass hinten eine Ecke abgebrochen war. Meine Mutter war natürlich sauer und mein Vater etwas bedepert. Er befestigte ein kleines Regal an der Wand und es gelang ihm, den Kasten so zu platzieren, dass man die Beschädigung nicht bemerkte. Funktionieren tat das Radio aber gut. Onkel Bernhard hatte inzwischen bei Blohm & Voss Arbeit als Schweißer gefunden. Dort wurden jetzt Kriegsschiffe gebaut.

Am Sonntag machten wir zu fünf Ausflüge. Es ging in den Sachsenwald oder in die Harburger Berge. Wenn es sehr warm war, fuhren wir zum Baden an die Elbe. Manchmal kamen auch noch die Schwester von Tante Zissi und deren Mann mit. Wir hatten eine schöne Zeit miteinander. Dadurch und auch weil ich durch die Schule viel Neues erlebte, bekam ich manches nicht so mit, was in Deutschland passierte. Als dann im September 1939 deutsche Truppen nach Polen einmarschierten, hatte ich das Gefühl, als ob mir der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Ich war zwar erst acht Jahre alt, hörte aber aus den Gesprächen

der Großen heraus, dass uns eine schlimme Zeit bevorstand. Doch auch jetzt gelang es meinem Vater, mich wieder aufzuheitern. Sonst gingen wir Kinder im Spätsommer abends in der Dämmerung immer mit unseren Laternen spazieren, natürlich begleitet von Erwachsenen. Jetzt durfte auf den Straßen kein Licht mehr leuchten. Die Fenster der Wohnungen mussten abgedunkelt werden und die Straßenlaternen wurden nicht mehr eingeschaltet, damit sich Piloten in feindlichen Flugzeugen nicht orientieren konnten. Da hatte mein Vater die Idee, uns Kinder mit unseren Laternen im Keller herumlaufen zu lassen. Hier leuchteten unsere Monde und Sterne noch schöner als auf der Straße.

Von unseren Verwandten und Bekannten wurde als erstes unser Nachbarssohn Hans Sippel eingezogen. Er war auch einer der ersten Soldaten, die fielen. Wir Kinder waren wohl noch zu jung, um länger als ein paar Tage traurig zu sein. Im Winter erinnerten wir uns noch manchmal an ihn, weil er doch früher so oft unsere Schlitten gezogen hatte. Mein Vater wurde nicht eingezogen, weil er wegen des Ehrverlustes wehrunwürdig war, und Onkel Bernhard wurde kein Soldat, weil er ohne Brille nicht sehen konnte. Wir sagten immer, wenn man ihm die Brille abnähme, stände er im Dunkeln. Auch der jüngste Bruder meiner Mutter, Onkel Hans, wurde erst 1942 eingezogen, denn er arbeitete in einem kriegswichtigen Betrieb. Solche Unternehmen konnten ihre Mitarbeiter anfangs vom Kriegsdienst befreien lassen.

Entbehren brauchten wir in den ersten Kriegsjahren nicht allzu viel. Auf Lebensmittelmarken und den Kleiderkarten gab es noch genug zu kaufen. Es gab zwar weniger Schokolade und Südfrüchte wurden auch knapp. Doch solche Dinge hatten sich die meisten Leute aus unseren Kreisen ja vor dem Krieg auch nicht oft leisten können. Selten gab es für die Erwachsenen Bohnenkaffee. Ich erinnere mich, dass meine Mutter einmal den Wunsch äußerte, eine richtige Tasse Kaffee zu trinken. Da hat

mein Vater die Kaffeemühle auseinander genommen und darin so viel Kaffeereste gefunden, dass es für eine Tasse reichte.

Lustig waren die Luftschutzübungen der Erwachsenen. Da wurde gezeigt, wie man eine Gasmaske aufzusetzen hatte und mit Sand Brandbomben löschen musste. Die Hauskeller wurden zu Luftschutzkellern ausgebaut. Es kamen Etagenbetten und Stühle hinein. Auf den Hausdächern wurden Sirenen installiert. Eigentlich war doch alles gar nicht nötig, denn Hermann Göring hatte uns versprochen, dass die Deutsche Flugabwehr dafür sorgen würde, dass kein feindliches Flugzeug in deutsches Reichsgebiet einfliegen könnte, andernfalls könnte man ihn Hermann Meier nennen. Wenn er auch bald diesen Namen tragen musste, so dauerte es doch lange, bis Hamburg aus der Luft angegriffen wurde. Wenn aber Flugzeuge in Richtung unserer Stadt flogen, gab es sicherheitshalber Fliegeralarm. Das war ein lang auf und ab heulender Sirenenton. Wir mussten dann umgehend den Luftschutzkeller aufsuchen. Die Wohnungstüren durften nicht geschlossen werden, damit bei Ausbruch von Feuer jeder zum Löschen hinein konnte. Ich kann mich nicht erinnern, dass es in unserer Gegend einmal zu Plünderungen kam. Darauf stand die Todesstrafe. Auch auf das Nichtbeachten der Verdunkelungsvorschriften sowie auf das Abhören des Feindsenders standen hohe Strafen. Luftschutzwarte und Blockwarte hatten über das Einhalten aller kriegsbedingten Verordnungen zu wachen.

Für Grundschulkindern gab es folgende Regel: War der Alarm vor 22 Uhr beendet, musste man wie gewöhnlich am nächsten Morgen in der Schule erscheinen; kam die Entwarnung nach 22 Uhr begann der Unterricht erst um 10 Uhr; war der Alarm allerdings erst nach 24 Uhr vorbei, fiel der Unterricht aus. Nun kann sich jedes Kind heute vorstellen, worauf wir warteten.

Seit Beginn des Krieges strahlte der Londoner Rundfunk BBC Nachrichten in deutscher Sprache aus. Darin wurden wir unter anderem unterrichtet, wie grausam die SS aber auch manche

Wehrmachtsangehörige in den besetzten Ländern mit der Zivilbevölkerung umgingen. Später, als sich bereits eine Wende abzeichnete, wir aber immer noch mit Siegesmeldungen überschüttet wurden, konnten wir über BBC erfahren, wie es an der Front tatsächlich aussah. Eingeleitet wurden diese Sendungen mit dem Klopfmotiv aus der Fünften Symphonie Beethovens und dem anschließenden Ruf „Hier ist London, hier ist London, hier ist London“. Selbstverständlich wurde in unserer Familie der Londoner Rundfunk regelmäßig abgehört.

Die Schule am Bullenhuser Damm hatte zwei Eingänge, einen für Mädchen und einen für Jungen. Auch auf dem Schulhof waren wir durch einen Zaun voneinander getrennt. Es war bei Strafe verboten, miteinander Kontakt aufzunehmen. Schwierig wurde es für Geschwister, wenn zum Beispiel einer sein Brot vergessen hatte und die Mutter dem anderen auftrag, dem Bruder oder der Schwester es in der Pause zu überreichen. Auch wenn ein Ball von einer Seite auf die andere fiel, wurde die Rückgabe zum Problem. Das Ballspielen auf dem Hof war sowieso verboten. Für solche Vergehen bezog ein Junge Prügel, während wir Mädchen eine Strafarbeit aufgebrummt bekamen. In Hamburger Schulen war das Schlagen von Mädchen nämlich nicht erlaubt. Wir Mädchen wurden hauptsächlich von Lehrerinnen unterrichtet, die ledig waren, sogenannte „Frolleins“ (auf gut hochdeutsch: Fräulein). Wenn eine Lehrerin heiratete, wurde sie aus dem Schuldienst entlassen. Als Anfang des Krieges die wehrfähigen Lehrer eingezogen wurden, hat man die Frauen aufgefordert, zurückzukommen. Überhaupt wurden nun gesunde Frauen, die kinderlos waren oder deren Kinder das zehnte Lebensjahr erreicht hatten, zur Arbeit zwangsverpflichtet. Konfessionsschulen wurden aufgelöst. In unsere Klasse kam ein Mädchen, das ich bereits kannte. Es war Sonja Sobieszczyk. Ihre Eltern waren mit meinen befreundet. Die Familie stammte aus dem „Polnischen Korridor“. Unsere Lehrerin war auch ein Frollein. Ich gehörte zwar nicht zu

ihren Lieblingen, doch wurde ich auch nie ungerecht von ihr behandelt. Mit Herrn Tipp, unserem Schulleiter, verstand ich mich dagegen ganz besonders gut.

Wenn die Schulferien beendet waren, mussten wir uns klassenweise nach der Größe aufstellen und an einer Fahnenweihe teilnehmen. Es wurde das Deutschlandlied gespielt und im Anschluss das Horst-Wessel-Lied. Danach ging es dann wohlgeordnet in die Schulräume. Entsprechend ging es bei Ferienbeginn zu. Bei solchen Gelegenheiten machte ich immer brav mit, denn meine Mutter hatte mir eingeschärft, dass ich nicht auffallen dürfte.

Im Sommer 1940 erfuhren wir, dass Onkel Albert, der jüngste Bruder meines Vaters, sich in Kanada in einem Internierungslager befand. Seine Walfangflotte lag gerade in Narwick, Nordnorwegen, als die Stadt für kurze Zeit von alliierten Truppen besetzt worden war. Die deutschen Seeleute wurden als Zivilgefangene vorübergehend nach England gebracht und von dort weiter nach Kanada, wo sie bis 1947 blieben. Sie mussten bei Farmern arbeiten und wurden für deutsche Verhältnisse sehr gut gepflegt. Mein Großvater bekam nun jeden Monat Post von Albert. Es handelte sich um Klappkarten, die auseinander gefaltet ungefähr DIN A4-Format hatten. Nach internationalem Kriegsrecht (dem Genfer Abkommen), über das das Internationale Rote Kreuz wachte, musste jedem Kriegs- und Internierungsgefangenen einmal im Monat Gelegenheit gegeben werden, seinen Angehörigen zu schreiben. Ein Briefgeheimnis gab es allerdings für diese Gefangenen nicht. Jede dazu autorisierte Person musste diese Mitteilungen lesen können. Daher die Klappkarten! In jeder Karte meines Onkels war ein großer Teil unleserlich gemacht worden. Als er wieder bei uns war, erzählte er uns, dass er, weil er ja sonst nicht viel erlebte, von seiner Arbeit, der guten Behandlung und dem reichlichen schmackhaften Essen geschrieben hatte. Da konnten wir uns denken, dass deutsche Behörden die entspre-

chenden Stellen geschwärzt hatten, weil wir in der Heimat natürlich nicht erfahren sollten, dass die Westalliierten ihre Gefangenen menschlich behandelten.

Als ich zehn Jahre alt war, wurde meine Mutter aufgefordert, mit mir zum Bann der Hitlerjugend am Nagelsweg zu kommen. Ich sollte wie alle Gleichaltrigen in die Kinderorganisation des Bundes Deutscher Mädchen (BDM), den Jungmädchen (JM), aufgenommen werden. Dort wurde ich gefragt, ob ich mich denn schon darauf freue. Wahrheitsgemäß antwortete ich: „Nein, ich weiß ja noch gar nicht, wie es dort ist!“. Das wäre mal eine kluge Antwort, wurde meiner Mutter gesagt. Draußen bekam ich aber dann meinen Segen von ihr, nach dem Motto „nur nicht auffallen“. Wie ich erwartet hatte, gefiel es mir überhaupt nicht auf den Gruppenabenden, obwohl meine zuständige Jungmädchel-Führerin eigentlich nicht unsympathisch war. Ich verglich die Zusammenkünfte immer mit denen bei der Sozialistischen Jugend oder der Volksheimjugend, von denen meine Eltern und auch andere Verwandte mir so oft erzählten. Meine Freundin Ellen fühlte sich jedoch sehr wohl auf den Gruppenabenden. Man kann sich vorstellen, wie ich mich freute, als unsere Führerin uns mitteilte, dass die Kinder, die noch die Grundschule besuchten, sich vom Dienst befreien lassen könnten. Schon am nächsten Tag musste meine Mutter mit mir zum Nagelsweg gehen, um die Formalitäten zu erledigen. Dort wurden wir darauf hingewiesen, dass ich mich im nächsten Jahr freiwillig zu melden hätte. Ein Jahr war für mich noch eine sehr lange Zeit.

Der Unterrichtsausfall durch die nächtlichen Störungen verstärkte sich, so dass meine Eltern damit einverstanden waren, dass ich in ein KLV-Lager verschickt wurde (Kinderlandverschickung). Aus meiner Klasse kamen noch drei andere Mädchen mit. Eine davon war Sonja Sobieszczyk. Sie hatte eine ältere Schwester, Rosemarie, genannt Rosie. Auch sie kam mit. Sie besuchte bereits die Abschlussklasse und daraus blieb, so weit ich

mich erinnere, keine in Hamburg zurück. Rosies Lehrerin war Käthe Hennig, die ihre Klasse begleitete. Der Ehemann von Frau Hennig, Albert, war auch Lehrer an unserer Schule. Er wurde unser Lagerleiter und mein Klassenlehrer.

Anfang November 1941 ging es los. Wir wurden von unseren Eltern zum Bahnhof gebracht. Dort stand ein Sonderzug bereit für alle Kinder, die in Lagern in der Nähe von Bayreuth untergebracht werden sollten. Jedes Kind hatte einen Koffer. Wir Kleineren hatten ganz schön daran zu schleppen. Von unseren Müttern bekamen wir ausreichend Verpflegung mit. In den Futterpaketen fanden wir unterwegs so manche Überraschung. Wir Schüler vom Bullenhuser Damm wurden nach Bad Steben im Frankenwald gebracht. Dort wurde das Schloss unser neues Zuhause. Sonja, Rosie und ich bekamen mit einer Freundin Rosies ein Erkerzimmer mit einem großen Kachelofen. Im Lager wurden wir nun sehr liebevoll von dem Ehepaar Hennig betreut. Herr Hennig spielte uns jeden Abend etwas auf der Mundharmonika vor. Wir lagen dann schon in unseren Betten und unsere Türen waren geöffnet. Danach gingen er und seine Frau von Zimmer zu Zimmer, wünschten eine gute Nacht und schlossen die Türen.

Alle, die nicht in die Abschlussklasse gingen, wurden von Herrn Hennig unterrichtet. Obwohl wir von Klasse vier bis sieben zusammen saßen, haben wir doch eine Menge gelernt. Handarbeitsunterricht hatten alle bei Frau Hennig. Sie kontrollierte auch unsere Wäsche, die von Bewohnerinnen des Ortes gewaschen wurde und die wir selbst ausbessern mussten. Strümpfe stopfen, Knöpfe annähen, Säume befestigen und Flicker anbringen hatte man in meiner Kindheit als Zehnjährige schon von seiner Mutter gelernt. Diese Arbeiten haben wir im Lager allerdings nicht während des Handarbeitsunterrichts gemacht, sondern erst nach dem Abendessen. Dann saßen wir gemütlich zusammen und während wir arbeiteten, las Herr Hennig uns etwas vor. Nur wenn Frau Hennig mit ihrer Klasse einen Ausflug unternahm, konnten

wir während des Unterrichts Strümpfe stopfen, weil Herr Hennig davon etwas verstand: „Ihr braucht mir die gestopften Strümpfe nur von Links zu zeigen, weil reparierte Stellen links und rechts gleich gut aussehen müssen“ pflegte er zu sagen. Na, da haben wir ihm etwas gezeigt, wir haben die Löcher eben von links gestopft. Wenn dann seine Frau das nächste Mal unsere Wäsche nachsah, wunderte sie sich über das merkwürdige Aussehen der gestopften Stellen. Es gab natürlich auch Lagermädelführerinnen. Doch an die erinnere ich mich nicht mehr. Denn die hatten außerhalb des Dienstes nicht viel zu melden. Einmal in der Woche fuhrten wir alle nach Naila zum Baden. Im großen Bassin des Badehauses konnte man zwar nicht schwimmen, aber herrlich herumplanschen. Jeden Morgen gab es ein Glas eisenhaltiges Quellwasser. Obwohl es nicht schmeckte, tranken wir es. Erstens war es gesund und zweitens konnten früher nur wohlhabende Menschen sich so etwas leisten, wie Herr Hennig uns erklärte.

Kurz nach unserer Ankunft in Bad Steben fiel Schnee. Herr Hennig teilte uns mit, dass wir im Januar Skier bekommen sollten. Wir freuten uns sehr. Doch auch ohne Skier hatten wir viel Spaß. Wir tollten im Garten herum und wanderten durch den Wald. Abends befestigten wir Kerzen an Tannen und sangen Weihnachtslieder. Anfang 1942 erfuhren wir, dass wir nicht in unserem schönen Lager bleiben konnten. Berliner Jungen sollten hier einquartiert werden. Es war das erste Mal, dass ich feststellen musste, dass Jungen mehr galten als Mädchen. Skier bekamen wir auch nicht. Die wurden angeblich an der Front benötigt. Kinderskier?!

Wir kamen nun nach Gefrees. Dort wurden wir in Schlafsälen untergebracht. Der Speisesaal, die Unterrichtsräume und die Wohnung der Hennigs befanden sich in einem Nebengebäude. Wir mussten in Etagenbetten schlafen. Ich entschied mich für ein oberes Bett. Obwohl ich ziemlich unsportlich war, hatte ich keine Mühe hinaufzukommen. Nur das Bettenbauen fiel mir schwer.

Ich war ja nicht besonders groß für mein Alter und statt einer Matratze gab es einen Strohsack. Unsere Lagermädführerin hatte oft etwas an meinem Bett auszusetzen. Als es Zeugnisse gab, bestand sie darauf, dass ich in Ordnung kein „sehr gut“ bekäme. Doch Herr Hennig ließ mich zu sich kommen und nahm mir im Beisein der Führerin das Versprechen ab, in Zukunft auch außerhalb des Unterrichts Ordnung zu halten. Damit war meine Zensur gerettet. Im März verließen uns die Schüler der achten Klasse. Frau Hennig begleitete sie, kam jedoch wieder zu uns zurück. Nun, wo Rosie nicht mehr bei uns war, schlossen Sonja und ich uns noch enger zusammen. Das einzige, was mich an Sonja störte, war ihre Frömmigkeit. Als ich einmal mit Fieber im Bett lag, sprach sie schon von einer Nottaufe, damit ich nicht in der Hölle leiden müsste. Zum Glück hörte Frau Hennig davon und setzte ihr den Kopf zurecht. Von Gefrees aus machten wir Ausflüge nach Bad Berneck und Kulmbach. In Kulmbach besichtigten wir die Plassenburg und die Bierbrauerei. Wir durften sogar echtes Kulmbacher probieren. Das rechneten wir Herrn Hennig hoch an. Heute bin ich davon überzeugt, dass das Bier bestimmt keinen Alkohol enthielt.

Mitte Juli 1942 fuhr ein Teil unserer Freundinnen nach Hause, darunter war auch Sonja. Ich wollte noch nicht mit. Mir gefiel es gut bei den Hennigs. Außerdem hätte ich auch noch gar nicht nach Hause fahren können. Meine Eltern waren ausgebombt und lebten vorübergehend wieder bei Onkel Bernhard und Tante Zissi auf der Veddel in einer kleinen Zweizimmerwohnung. Wir Zurückgebliebenen füllten nun das Lager nicht mehr aus und sollten mit Schülerinnen einer anderen Hamburger Schule zusammengelegt werden. Das Ehepaar Hennig brachte uns nach Wunsiedel. Im dortigen Gasthof Braunschöhe wohnten seit dem 1. August 1942 Mädchen der Schule Eduardstraße 28 aus Hamburg 19. Der Lagerleiter war Hermann Mahnken. Von Käthe und Albert Hennig hieß es jetzt Abschied nehmen. Hätte ich das gewusst, ich

hätte meine Eltern gebeten, mich doch nach Hause kommen zu lassen. Und wenn ich dort vorübergehend auf dem Fußboden hätte schlafen müssen. Herr Mahnken hatte auch seine Familie dabei, wohnte mit der aber außerhalb des Lagers. Die beiden Kinder waren noch klein. Frau Mahnken kümmerte sich daher hauptsächlich um sie. Nachts waren wir mit den Lagermädführerinnen allein. Die hatten hier im Lager auch das Sagen. Auf Wanderungen begleitete uns der Lagerleiter nur selten. Wir mussten viel im Gleichschritt marschieren. Oft wurden verschiedene von uns als Kindermädchen eingesetzt. Im Gasthof Braunshöhe schliefen wir auch in Sälen. Überall roch es ziemlich muffig. Die Toiletten waren ausgesprochen unsauber. Maden krochen da auf dem Boden umher. Einige von uns, unter anderem auch ich, bekamen eine unangenehme Hautkrankheit. Ich musste damit ins Krankenhaus. Hier besuchten mich meine Eltern. Sie wollten mich mit nach Hamburg nehmen. Doch Herr Mahnken riet davon ab, wegen der beengten Wohnverhältnisse auf der Veddel. Er versprach, sich besonders um mich kümmern zu wollen. Ich vermute, dass er meinen Eltern das Lager nicht gezeigt hatte, sonst hätten die sich nicht von ihrem Plan abbringen lassen. Als ich das Krankenhaus verlassen hatte, machte ich einen Fehler: Eine anstrengende Wanderung war angesagt. Ich hatte keine Lust mit zu gehen und gab vor, noch zu geschwächt zu sein. Einige Tage später sollte die Luisenburg besichtigt werden. Da wollte ich mit. Jetzt machte mir die Lagermädführerin einen Strich durch die Rechnung und behauptete, dazu sei ich wohl auch noch zu schwach. Ich musste also im Lager zurück bleiben.

Im Herbst wurden wir nach Kirchenlamitz ins Löheheim verlegt. Dieses Haus war wesentlich ordentlicher als das in Wunsiedel. Inzwischen war Bucheckernzeit. Weil man daraus Speiseöl herstellen kann, mussten wir welche sammeln. Das war sehr mühselig. An jedem Sammeltag wurde uns gesagt, welche Menge wir abzuliefern hätten. Am Schluss wurde gewogen und kon-

trolliert, ob sich auch keine leeren Hülsen unter den Bucheckern befanden. Wer sein Quantum nicht geschafft hatte, bekam am folgenden Sonntag keinen Nachmittagskuchen. Den verzehrten die Mahnkens. Ich gehörte jedes Mal zu den Verlierern. Obwohl ich gar kein Kuchenesser war, ein Wurstbrot schmeckte mir besser, tat es doch weh, den Vieren beim Essen zusehen zu müssen. Sollten sie noch leben, wünsche ich ihnen, dass ihnen ab und zu ein Kuchenstück im Halse stecken bleibt.

Ich war sehr froh, als mir im November mitgeteilt wurde, dass mein Vater mich am nächsten Tag abholen würde. Erst als er da war, erfuhr ich, dass er eingezogen werden sollte. Er wünschte, dass meine Mutter und ich von nun an nicht mehr getrennt voneinander sein sollten. Es war eine traurige Heimfahrt für uns beide. Übrigens hat Frau Mahnken sich den letzten Tag noch sehr um mich gekümmert. Sie sah sich mein Zeug an, half mir beim Ausbessern einiger Sachen und beim Kofferpacken. Sie wollte bei meinem Vater Eindruck schinden.

Meine Eltern hatten inzwischen eine neue Wohnung bekommen und zwar auf der Veddel, im gleichen Haus, in dem auch mein Onkel und meine Tante wohnten. Das war erfreulich für mich, denn nun konnte ich mich bei ihnen aufhalten, wenn ich keine Lust hatte allein zu sein. Tante Zissi war jetzt nämlich den ganzen Tag zu Hause. Sie war über 45 Jahre alt und damit vom Arbeitszwang befreit.

Es war ein schlechtes Zeichen für das Großdeutsche Reich, dass nun auch die wehrunwürdigen Männer eingezogen wurden. Sowohl General Paulus' Sechste Armee in Russland als auch Rommels Afrikacorps hatten Schwierigkeiten bekommen. Schon zwei Tage nach unserer Ankunft in Hamburg musste mein Vater uns verlassen. Er wurde dem Bewährungsбатаillon 999 zugeteilt und nach kurzer Ausbildungszeit in Afrika eingesetzt.

Ich besuchte von nun an die Schule Slomanstieg auf der Veddel. Dort habe ich mich schnell eingelebt, fand aber keinen Kon-

takt zu den Mitschülerinnen. Das lag daran, dass ich kein Jungmädchen war und am Gruppenleben nicht teilnahm. Ich hätte natürlich hingehen können, denn die jeweiligen Termine hätte ich dem Schwarzen Brett der Schule entnehmen können. Es wurde auch immer darauf hingewiesen, dass ‚Erscheinen Pflicht‘ sei. Da man mich jedoch in Ruhe ließ, übersah ich diese Mitteilungen. Ich wurde nun ein richtiger Stubenhocker und las sehr viel. Meine Eltern hatten zwar nicht sehr viele Bücher, aber mein Onkel besaß eine richtige Bibliothek. Er war Mitglied mehrerer Buchclubs, in denen die Bücher damals erheblich billiger waren als im freien Verkauf. Der Einband war dafür auch einfacher. Meine Eltern waren lediglich Mitglied der Büchergilde Gutenberg gewesen. Ich durfte mir sowohl unter den Büchern meiner Eltern als auch unter denen meines Onkels selbstständig Bücher zum Lesen aussuchen. Von dieser Erlaubnis machte ich reichlich Gebrauch.

Im Mai 1943 wurde mein Vater in der Nähe von Tunis verwundet und nach Italien ausgeflogen. Es soll eines der letzten Flugzeuge gewesen sein, die es schafften, von Afrika heil nach Europa zu fliegen. Weiter wurde mein Vater nach Gars am Inn gebracht. Dort war in einem Kloster ein Lazarett eingerichtet worden. Die Verwundeten wurden von Nonnen gepflegt. Die überwiegende Mehrheit der Insassen des Saales, in dem mein Vater lag, waren 999er. Nur ein sehr junger Soldat gehörte nicht dazu. Als er dahinter kam, wer seine Leidensgenossen waren, beklagte er sich laut bei seinem Vater, dass man ihn mit lauter Verbrechern zusammgelegt hätte. Meine Mutter und ich fuhren für zwei Wochen nach Gars, um meinen Vater zu besuchen. Dort wohnten wir in einem einfachen Gasthof. Bevor wir losfuhren, hatte ich viele Laufereien. Einfacher war es für meine Mutter, sich von ihrer Arbeit beurlauben zu lassen. Ich musste jedoch die Behördengänge erledigen. Die Lebensmittelkarten mussten in Reisemarken umgetauscht werden. Dann musste ich uns für die Dauer unserer Reise abmelden, wobei genau anzugeben war, wo

wir uns aufhalten würden und warum. Fahrkarten hatte ich natürlich auch zu besorgen und die Platzkarten nicht zu vergessen! Das alles musste ich nach der Schule erledigen. Denn für solche Dinge hätte meine Mutter keine Unterrichtsbefreiung für mich beantragt.

Während wir uns in Gars aufhielten, besserte sich der Zustand meines Vaters so weit, dass wir zu dritt kleine Spaziergänge machen konnten.

Im Juli bekam mein Vater Genesungsurlaub. Das hatte der katholische Pfarrer des Lazarets für ihn erreicht. Normalerweise hatten wehrunwürdige Soldaten keinen Anspruch auf Urlaub. Während der Großangriffe auf Hamburg saß Vater mit uns im Luftschutzkeller. Ich saß auf seinem Schoß und meine Mutter hatte sich ganz dicht an ihn gekrallt. Am 28. Juli, einen Tag nach dem verheerendsten Angriff, versuchten mein Onkel und mein Vater nach Rothenburgsort zu kommen, um nach meinen Großeltern und meinem kleinen Cousin Friedrich zu sehen. Doch das gelang nicht. Der ganze Stadtteil brannte. Auf der Veddel waren die neuen Häuser fast unversehrt geblieben, nur die sogenannte alte Veddel war zerbombt worden. Doch breitete sich allmählich überall ein unangenehmer Geruch aus. In den nächsten Tagen kam es zu einer Fliegenplage. Wenn man die Hände zusammenschlug, hatte man eine Menge von ihnen erwischt. Als nächstes kam die Tomatenplage. Die Bauern aus dem Harburger Landgebiet konnten ihre Ware nicht mehr nach Hamburg bringen und luden sie einfach auf der Veddel ab, in der Hauptsache eben Tomaten. Wenn man mit einem Kinderwagen unterwegs war, und nicht aufpasste, hatte man plötzlich eine Kiste voller Tomaten darauf. Essen konnte man so viele gar nicht. Auch Schweinefleisch gab es kurze Zeit unentgeltlich und ohne Lebensmittelmarken. Wurde es nicht bald verarbeitet, bekam es Maden und fing an zu stinken. Zum Einmachen hatte man damals wirklich keine Zeit. Es gab so viel zu tun. Die Wasserzufuhr war unterbro-

chen. Man musste das Wasser in Eimern vom Hydranten in die Wohnungen schleppen und dort in Badewannen aufbewahren. Wir wohnten in der vierten Etage! Nach jedem Bombenangriff war irgendetwas kaputt gegangen und man musste aufräumen und reparieren. Man war immer müde und abgeschlafft von den vielen Luftangriffen. Auch war die Stromzufuhr oft unterbrochen. Mir fällt noch ein, dass man damals für die Toilettenspülung das schmutzige Waschwasser verwendete, indem man es einfach ins Becken hinein goss.

Inzwischen hatte mein Vater meine Großmutter auf der Veddel getroffen. Sie hatte mit Friedrich und Opa eine richtige Odyssee hinter sich. Während der Sommermonate lebten sie immer in ihrem Schrebergarten in Niedergeorgswerder. Dort saßen sie am 27. Juli mit ihren Nachbarn in einem einfachen Erdbunker – in der Gegend war ja noch nie etwas passiert! In dieser Nacht fiel aber doch eine einzelne Brandbombe direkt auf ihre Laube. Die war aus Holz und daher schnell abgebrannt. Nach der Entwarnung setzten sie Friedrich in die Karre und machten sich, natürlich zu Fuß, auf den Weg nach Rothenburgsort. Da lag ja ihre Wohnung. Als sie merkten, dass der ganze Stadtteil brannte und sie nicht weiter wussten, wurden sie per Lastwagen auf Umwegen nach Moorfleeth gebracht. Dort kampierten sie im Freien. Dann vernahmen sie, dass beabsichtigt war, sie in den nächsten Tagen per Bahn nach Sachsen oder auch nach Ostpreußen zu bringen. Meine Oma war noch nie weit weg von Hamburg gewesen und mein Opa auch nur als Soldat im Ersten Weltkrieg. Daher beschlossen sie, sich auf den Weg zur Veddel zu machen. Sie hatten erfahren, dass dort am wenigsten passiert sei. Außerdem wohnten da Freunde von ihnen. Die Hauptstraßen waren inzwischen wieder befahrbar gemacht worden. Darum gelang es meinen Großeltern sich zur Harburger Chaussee durchzuschlagen.

Mein Vater kam gerade recht für Oma, denn mit den Freunden hatte es schon Unstimmigkeiten gegeben. Das waren auch ältere

Leute und mein kleiner Cousin (eineinhalb Jahre alt) war durch die Ereignisse der letzten Tage ziemlich weinerlich. Alle Fünf gingen sich allmählich auf die Nerven. Papa kam nach Hause und erzählte uns von dem Treffen. Er war ja immer sehr mitfühlend und sozial veranlagt gewesen, daher ahnte meine Mutter wohl schon, was auf sie zukommen würde, wenn wir alle zusammen zur Harburger Chaussee gehen würden. Doch ließ sie sich bere-den. Als wir bei den Großeltern ankamen, fiel Oma meinem Vater mit den Worten „Oh Otti!“ schluchzend um den Hals. Friedrich ließ sich sofort von ihm auf den Arm nehmen und als mein Vater dann meinte, „Ihr kommt alle mit zu uns“, blieb Mutti nichts anderes übrig, als mit saurer Miene zuzustimmen. Immerhin hatten sich ihre Eltern fast acht Jahre nicht um sie gekümmert. Der Umzug verlief schnell und unkompliziert. Die Drei hatten ja nichts mehr. Von nun an schlief Opa auf der Chaiselongue in der Küche. Für Oma und Friedrich wurden Betten im Wohnzimmer aufgestellt. Von wem wir für den Kleinen das Kinderbett bekommen hatten, weiß ich nicht mehr. Einige Tage nach dem Einzug der Drei musste mein Vater wieder weg. Es wurde ein sehr schwerer Abschied für mich. Ich hatte in dem Augenblick so eine Ahnung, ich würde ihn nicht wieder sehen. Er wurde jetzt in der Ägäis eingesetzt und blieb bis zu seinem Tod am 6. Mai 1945 auf der Insel Kos.

Dass wir jetzt sehr beengt wohnten, war nicht außergewöhnlich. Zirka 53 Prozent aller Wohnungen waren in Hamburg innerhalb einer Woche zerstört worden. Nun waren die meisten Familien gezwungen, ihre Behausung mit anderen zu teilen. Bei Onkel Bernhard zogen seine Schwiegermutter, seine Schwägerin und die Nichte Ursula ein. Sie hatten in Rothenburgsort gewohnt. Ursula war ein Jahr älter als Friedrich. Ich hatte nun Ersatz für die Geschwister, die ich gerne gehabt hätte und kümmerte mich viel um die beiden. Für die sieben Erwachsenen war das eine kleine Arbeitserleichterung. Zeit hatte ich genug. Denn die Schulen blieben

vorerst geschlossen. Bei nächtlichem Fliegeralarm musste ich Friedrich in den Luftschutzkeller tragen, meine Mutter und meine Großeltern waren nachtblind. Meine Augen waren noch sehr gut. Wir sind damals nicht in den Hauskeller gegangen. Dort war es uns zu unsicher. Wir gingen lieber in den der Schule Slomanstieg, die ja nicht weit von uns entfernt war. Einige Zeit haben wir auch die ganze Nacht im späteren Straßenbahntunnel verbracht. Wir glaubten, dass es da am sichersten sei. Bei Gewitter konnte man gewöhnlich durchschlafen, dann waren keine feindlichen Flieger zu erwarten. Doch erinnere ich mich an eine Nacht, als es donnerte und blitzte, und wir plötzlich bemerkten, dass Bomben fielen. Alarm hatte es nicht gegeben. So schnell waren wir noch nie in den Keller gekommen, jetzt natürlich in den Hauskeller. Allerdings schliefen wir damals sowieso immer im Unterzeug. Das Kleid lag direkt neben dem Bett. Meine Mutter hatte eine Schüssel mit Wasser und einen Waschlappen auf ihrem Nachttisch stehen. Ich hatte einen sehr festen Schlaf. Bei Fliegeralarm bekam ich den nassen Lappen kurz ins Gesicht und wach war ich. In der Gewitternacht erwachte ich allerdings von allein. Kurz nach uns erschien ein schlotternder Nachbar nur mit einer Unterhose bekleidet im Keller. Seine Frau kam erheblich später. Sie war vollständig angekleidet und trug das Zeug ihres Mannes über dem Arm. Der Nachbar machte auf uns anderen einen so komischen Eindruck, dass wir trotz unserer Angst hell auflachten.

Ich habe noch nicht berichtet, warum Friedrich bei unseren Großeltern lebte. Seine Mutter war bei seiner Geburt gestorben und sein Vater, der älteste Bruder meiner Mutter, war kurze Zeit darauf in Russland gefallen. Friedrich hatte auch noch eine zehn Jahre ältere Schwester, Irmis, die zuletzt bei einer Cousine meiner Großmutter lebte. Vor den Großangriffen auf Hamburg war sie nach Dänemark verschickt worden. Ihre Pflegemutter war nach der Ausbombung zu ihrer Schwiegertochter nach Mecklenburg gezogen. Daher haben wir Irmis, als sie nach Hamburg zurückkam,

erst einmal bei uns aufgenommen. Wir lebten nun also zu sechst in einer 49 Quadratmeter großen Wohnung. Irmi und ich teilten uns ein Bett. Das konnte nicht lange gut gehen. Alle waren froh, als der jüngste Bruder meiner Großmutter auftauchte, um Irmi zu sich zu nehmen. Er bewohnte mit seiner Familie ein Einfamilienhaus in Schnelsen und befürchtete, Einquartierung zu bekommen. Die meisten Menschen, denen so etwas drohte, erinnerten sich an Verwandte. Sie nahmen lieber diese auf als Fremde.

Inzwischen wurden Bezugsscheine zur Wiederbeschaffung der nötigsten Dinge an die Ausgebombten ausgegeben. Vorher hatten sie jedoch Aufstellungen über ihre verlorenen Sachen anzufertigen und auch anzugeben, was alles gekostet hatte. Da kamen bei einigen Leuten astronomische Summen heraus. Wahre Kostbarkeiten hatten manche Arbeiterfamilien in ihren Wohnungen gehabt. Einfach hatten es jene, die Hausratsversicherungen abgeschlossen hatten und die Versicherungspolice vorweisen konnten. Wenn auch die Versicherungen bei höherer Gewalt keine Leistungen erbrachten, so dienten diese Police aber als Beweis für die verloren gegangenen Gegenstände. Leider konnte man mit den Bezugsscheinen in Hamburg nicht viel anfangen, weil ja auch die meisten Einzelhandelsgeschäfte und Warenlager zerstört waren. Entfernte Verwandte meines Vaters lebten in Württemberg. Die besuchte meine Mutter im Herbst 1943 und im Winter 1944. Im nahe gelegenen Heilbronn, das erst im Sommer 1944 zerstört wurde, bekam man noch alles, wofür man Bezugsscheine hatte. Für die Bettwäsche nahm Mutti Metterware. Noch in Württemberg nähte sie aus dem Inlett Bettdeckenhüllen und unsere Verwandten füllten diese mit den Federn ihrer Gänse. Es war für meine Mutter kein Problem, für diese Reisen Urlaub zu bekommen. Doch musste man sich damals für die Dauer des Fortbleibens bei der zuständigen Polizeiwache abmelden. Man hatte auch immer noch genau anzugeben, wohin man wollte und warum.

Während der Zugfahrt wurde meine Mutter jedes Mal von einem Gestapobeamten beschattet. Der war ihr nicht unbekannt. Sie ging immer zu ihm und gab ihm ihren Fahrplan, damit er wusste, wann sie umzusteigen hätten. Für sich benötigte sie den Plan nicht, sie hatte die Anschlüsse im Kopf. Nach dem Krieg wurde sie einmal von einem Kommunalbeamten des Ortes unserer Verwandten gefragt, warum die Gemeinde immer benachrichtigt worden war, wenn sie beabsichtigte dorthin zu kommen.

1944 habe ich meine Mutter begleitet und habe die Verwandten kennen gelernt. Ich fühlte mich sehr wohl bei ihnen. Ein Jahr zuvor hatte ich nicht mit gekonnt, die Schulen in den nicht zerstörten Vierteln waren gerade wieder geöffnet worden. Nach kurzer Zeit war aber wieder Schluss. Nur am Stadtrand, wie Wilhelmsburg, wurde der Unterricht noch fortgeführt. Meine Mutter war immer noch der Meinung, dass auch in schlechten Zeiten Kinder etwas lernen mussten. Also nahm sie mich an die Hand und ging mit mir nach Wilhelmsburg. In der Bonifacius-Schule hatten wir kein Glück. Dem dortigen Schulleiter waren wir wohl nicht sympathisch. Dafür nahm man mich in der Hindenburgstraße auf. Dort habe ich mich gleich wohl gefühlt. Ich lernte Margot Luga kennen, mit der ich auch heute noch in Verbindung stehe. Meine Lehrerin war Frau Junge. Sie war eine gute Lehrerin. Nur etwas störte mich: Auf dem gleichen Gelände wie die Volksschule befand sich auch eine Sonderschule. Außer Gymnasial- oder Oberbauschülern (Mittelschüler) hatten nur Sonderschüler längere Schulwege auf sich zu nehmen. Ich befürchtete also, dass man mich auch für eine Sonderschülerin halten könnte. Sonst fand ich es aber ganz angenehm, unterwegs Unterhaltung zu haben.

Jetzt kam es auch vor, dass am Tage Fliegeralarm war. Es gab nun meistens Voralarm. Das waren drei langgezogene Töne. Man konnte dann noch auf der Straße sein, musste aber schnell sehen, nach Hause zu kommen. Zuerst nahm Margot mich mit in den Wilhelmsburger Hochbunker. Dort hatten ihre Eltern einen reser-

vierten Platz. Doch bald durften Fremde nicht mehr hinein. Ich sollte nun bei Angriffen in den Schulkeller gehen. Dort hätte ich ganz allein gegessen. Also habe ich mich bei Voralarm sofort auf den Weg nach Hause gemacht. Straßenbahnen fuhren dann nicht mehr. Ich lief so schnell ich konnte die Harburger Chaussee hinunter. Meistens kam der Vollalarm noch, wenn ich die Veddel gerade erreicht hatte. Dann musste ich von einem Treppenhaus zum anderen flitzen, um nicht entdeckt zu werden, denn sonst hätte man mich in den nächsten Hauskeller gesteckt. Vollkommen erschöpft erreichte ich den Keller der Schule Slomanstieg, wo ich meine Großeltern und Friedrich vorfand. Die waren jedes Mal froh, wenn sie mich bei sich hatten.

Meine Mutter erfuhr von meinen gefährlichen Abenteuern nichts. Da konnten wir alle schweigen. Die hätte sich zu sehr aufgeregt. Sie hatte schon so genug Sorgen mit ihrer großen Familie. Nach jedem Angriff wurden durch den Luftdruck der Sprengbomben Fensterscheiben zerstört. Man hatte daher die meisten Fenster mit Brettern vernagelt. Dazwischen befand sich durchsichtiges, mit dünnem Draht durchzogenes Papier, damit man wenigstens etwas Tageslicht in die Wohnungen bekam. Manchmal gab es eine Glaszuteilung. Dann wurde ein Loch in das Holz gesägt und das Stück Glas hineingearbeitet. Doch nach einigen Tagen war alles wieder kaputt und man füllte das Loch abermals mit sogenanntem Glaspapier aus. Oft fiel der Strom aus. Dann behalf man sich mit Kerzen oder Petroleumlampen.

Menschen, die nirgends untergekommen waren oder sich mit ihren Hauptmietern überworfen hatten, richteten sich in zerstörten Häusern in Kellern oder Resten von Läden notdürftig ein. Das war zwar sehr gefährlich, denn stehen gebliebene Mauerteile konnten jederzeit über ihnen zusammenbrechen. Doch vielen war ihre Unabhängigkeit mehr wert als Sicherheit. An den Ruinen waren oft Angaben über den Verbleib früherer Bewohner angebracht worden.

Im Herbst 1943 bekamen manche Schrebergartenbesitzer, die keine bewohnbare Laube hatten, Material für kleine gemauerte Häuser gestellt. Meine Großeltern bemühten sich auch darum. Doch dafür seien sie schon zu alt, wurde ihnen gesagt. Dabei hätte mein Onkel Bernhard ihnen beim Bau geholfen. Als Plattenhäuser verteilt wurden, wurde ein Antrag meiner Großeltern mit der gleichen Begründung abgelehnt. Doch dann hatten sie Glück, sie bekamen ein sogenanntes Finnhaus. Das war ein kleines Holzhaus. Es hatte zwei Räume. Von einem winzigen Flur ging die Toilette ab. Das war ein Plumpsklo. Wenn ich mich nicht irre war das ganze Haus 20 Quadratmeter groß. Wasser musste man von einer Pumpe holen. Wir beschlossen, dass meine Großeltern nur im Sommer mit Friedrich dort wohnen sollten, um im Winter wieder zu uns zu ziehen. Das klappte 1944 und 1945 auch sehr gut. Meine Mutter und ich hielten uns an schönen Tagen oft bei den Dreien im Garten auf. Es standen da Obstbäume, und Gemüse hatten meine Großeltern auch angepflanzt.

Seit Ende 1942 gab es keine Sondermeldungen mehr im Radio. Die waren immer mit einer ganz bestimmten, heroisch klingenden Melodie³⁰ eingeleitet worden. In den Nachrichten sprach man nun oft von Frontbegradigungen. Noch im Winter 1943 war Stalingrad nach heftigen Straßenkämpfen gefallen. Vorher war die Stadt wochenlang belagert gewesen. Die Überlebenden der Sechsten Armee kamen in russische Kriegsgefangenschaft. Sie schleppten sich müde und ausgehungert durch den tiefen Schnee. Viele sackten unterwegs zusammen und standen nicht wieder auf. Rommels Afrikakorps befand sich seit Mai 1943 auf dem Rückzug durch Italien.

Mein Vater befand sich jetzt auf der Insel Kos in der Ägäis. Die griechische Inselgruppe Dodekanes, zu der auch Kos gehört, war seit 1922 in den Händen Italiens. Dort wurde nicht gekämpft.

³⁰ Passage aus „Les Préludes“ von Franz Liszt.

Dadurch verlor sich meine Angst um meinen Vater allmählich. Wir bekamen auch oft Post von ihm. Für mich dachte er sich immer kleine Geschichten aus. Von dem jüngsten Bruder meiner Mutter, Onkel Hans, hörten wir lange Zeit nichts mehr. Er galt als vermisst. Später erfuhren wir, dass er in der Nähe von Stalingrad in russische Gefangenschaft geraten war.

Als im Frühjahr 1944 auch die letzten Schulen Hamburgs geschlossen werden sollten, bat ich meine Mutter, mich doch wieder mit in ein KLV-Lager fahren zu lassen. Sie wollte das erst nicht, weil das meinem Vater nicht recht wäre. Doch ich ließ nicht locker. Aus meiner Klasse hatten sich mehrere Mitschülerinnen entschlossen, sich verschicken zu lassen, unter anderem Margot Luga. Zuletzt hatte ich meine Mutter doch weich geklopft. Dieses Mal ging es nach Oberbetschwa im Protektorat Böhmen und Mähren (das heutige Tschechien). Am 20. April kamen wir dort an. Der Ort lag in den Besciden und hatte eine schöne Umgebung. Wir wurden im Hotel Bernkop untergebracht. In der Betschwa haben wir oft gebadet, obwohl sie ziemlich kalt war. Das Wasser war sehr klar. Man konnte bis auf den Grund sehen. An einer Stelle war der Bach so tief, dass man schwimmen konnte. Man musste nur aufpassen, dass man sich an den Felsen, über die er floss, nicht die Füße zerschnitt. Im Lager wurden wir nur von Frauen betreut. Unsere Lagerleiterin war Ottilie Hartig, sie wurde unterstützt von den Lehrerinnen Irmgard Heidenreich und Liselotte Tretow. Hertha Timmermann war die Lagermädelführerin, Christa Klammt und Liesgrät Gätje die beiden Unterführerinnen. Wir 90 Mädchen kamen aus den Schulen Reinholdstraße, Hindenburgstraße und Schleusenstraße. Außerhalb des Schulunterrichts hatten die Mädelführerinnen das Sagen. Wir bekamen Uniformen. Die bestanden aus schwarzem Rock und weißer Bluse sowie Schlips und Knoten. Wahrheitsgemäß gab ich an, kein bestätigtes Jungmädchen zu sein. Da durfte ich Schlips und Knoten nicht tragen. Wenn wir durch den Ort mar-

schierten, musste ich nun immer in der Mitte gehen, weil man sich meiner schämte.

Oft mussten wir exerzieren. Ich verwechselte häufig rechts und links. Dann war für alle Strafexerzieren angesagt. Das machte mich bei vielen Kameradinnen nicht gerade beliebt. Mit Margot habe ich mich aber immer gut verstanden. Im Sommer brach im Lager Diphtherie aus. Die Kranken wurden in das nächste Krankenhaus gebracht. Die hatten nachher viel zu erzählen, denn sie waren von Nonnen betreut worden. Ordensschwestern kannten wir Hamburger aus den Arbeitervierteln doch gar nicht. Ich hatte zwar im Lazarett in Gars am Inn bereits welche kennen gelernt. Weil ich mich da aber mehr um meinen Vater gekümmert hatte, habe ich sie nur am Rande wahrgenommen. Nun hatten wir aber eine Lehrerin, Fräulein Heidenreich, die zum katholischen Glauben konvertiert war. Das erzählte sie uns am Rande, als wir im Geschichtsunterricht den Dreißigjährigen Krieg durchnahmen. Wir fanden das sehr interessant und stellten ihr viele Fragen, die sie gerne beantwortete. Einige von uns, die im nächsten Jahr konfirmiert werden sollten, baten nun diese Lehrerin, ob sie ihnen nicht Religionsunterricht geben könnte. Das war eigentlich in den KLV-Lagern nicht erlaubt. Doch unter dem Siegel der Verschwiegenheit ließ sie sich breitschlagen. Obwohl ich ungläubig war, aber leider auch sehr neugierig, bat ich an diesem Unterricht teilnehmen zu dürfen.

Um nicht aufzufallen, trafen wir uns nun oft mit Fräulein Heidenreich außerhalb des Lagers, wo sie uns auch erzählte, warum sie den Glauben gewechselt hatte. Sie hatte in Bamberg eine Ordensschwester kennen gelernt, von der sie tief beeindruckt gewesen sei. Den Religionsunterricht gestaltete sie sehr interessant. Beinahe hätte sie mich auch beeinflusst. Dann aber flog unser heimliches Treffen auf und Fräulein Heidenreich musste zu unserem Bedauern Anfang September Oberbetschwa verlassen. Kurze Zeit darauf wurde ich mit einigen Mitschülerinnen in das

Oberbaulager Sokolhalle nach Littau gebracht. Wir hatten bereits im Frühjahr in Hamburg unsere Aufnahmeprüfung dafür abgelegt. In diesem Lager traf ich alte Bekannte wieder. Herr Gerlach, unser Lagerleiter, war bis zur Schließung der Schule Slomanstieg dort Rektor gewesen. Fräulein Otten war damals meine Englischlehrerin gewesen. Die beiden anderen Lehrkräfte, Fräulein Walter und Fräulein Kraushaar, kamen aus anderen Schulen. Unsere Lagermädelführerin war Dietlinde Eistermann und die Unterführerin Käthe Schlottmann. Mit beiden Führerinnen kamen wir gut aus. Als Dietlinde erfuhr, dass ich kein bestätigtes Jungmädchen war, wollte sie unbedingt, dass ich die nötige Prüfung dafür bei ihr ablegte. Der theoretische Teil gelang mir gut, doch mit dem sportlichen Teil hatte ich Schwierigkeiten. Ich war auf dem Gebiet eine Niete. Es tat mir echt leid um Dietlinde, dass ihre große Anstrengung ohne Erfolg blieb.

Noch aus Oberbetschwa hatte ich meiner Mutter geschrieben, dass ich nach Hause wollte. Denn wir konnten bereits das Grummeln der näher rückenden Front hören. Weil unsere Briefe kontrolliert wurden, habe ich das Schreiben im Wald gefertigt und direkt bei der Post in den Kasten geworfen. Leider durften zu der Zeit Kinder, die außerhalb eines Radius von 100 Kilometern um eine Großstadt lebten, nicht wieder zurück. Meine Mutter erinnerte sich nun an die Cousine meiner Großmutter, die ja jetzt in Mecklenburg wohnte, und bat sie, mich vorübergehend aufzunehmen. Deren Schwiegertochter hatte eine Tante, die im gleichen Ort allein lebte. Bei der konnte ich wohnen. Im Laufe des November 1944 konnte ich meine Koffer packen und wurde erst einmal ins Übergangslager nach Prag gebracht. Dort musste ich ein paar Tage bleiben, bis man eine Begleiterin für mich gefunden hatte, denn ich war ja erst 13 Jahre alt und durfte noch nicht allein reisen. In dem Lager herrschte bereits Aufbruchstimmung. Es kümmerte sich keiner darum, was ich den ganzen Tag machte. Ich erschien nur zu den Essenszeiten, sonst trieb ich mich bis in den

späten Abend in der Stadt herum. Luftangriffe gab es nicht und von der russischen Armee war noch kein Geschützlärm zu hören. Prag gefiel mir sehr gut. Die Stadt war nicht zerstört. An den Krieg erinnerte nur die Verdunkelung. Ich fand mich auf den Straßen auch ohne Licht gut zurecht, denn ich hatte sehr gute Augen. Gern wäre ich noch länger dort geblieben. Ich fühlte mich frei und ungebunden. Für Verpflegung und Unterkunft war ja gesorgt.

Meine Begleiterin war eine nette junge Frau, mit der ich mich gut unterhalten konnte. So verging die ziemlich lange Bahnfahrt wie im Fluge. Wir hatten unterwegs auch Glück, unser Zug wurde nicht von Tieffliegern angegriffen. Allerdings mussten wir einmal eine ganze Zeit auf freier Strecke halten. Da kroch die Kälte in den Zug hinein. Wir beiden haben uns ganz dicht zusammengesetzt, die Füße hochgezogen und uns fest in unsere Mäntel eingedreht. In Berlin und in Stettin mussten wir umsteigen. Mitten in der Nacht kamen wir auf dem Bahnhof an, von dem wir noch einen längeren Fußweg bis zum Dorf, in dem ich abzuliefern war, zurückzulegen hatten. Der Bahnhofsvorsteher öffnete für uns den Wartesaal. Dort konnten wir uns auf Bänke legen, um zu schlafen. Es war sehr kalt, denn im Ofen war kein Feuer mehr. Total durchgefroren machten wir uns ziemlich früh auf den Weg. Zum Glück war Tante Mi bereits aufgestanden. Ich verstand mich sofort sehr gut mit ihr. Meine Begleiterin verabschiedete sich sofort von uns. Ich habe nie wieder etwas von ihr gehört. Ich weiß auch nicht, wie sie dahin kam, wohin sie wollte.

Nun ging ich zunächst in eine Dorfschule. Dort wurden das erste bis vierte Schuljahr und das fünfte bis achte Schuljahr gemeinsam unterrichtet. Die Kleinen hatten einen älteren Lehrer und wir eine Lehrerin. Ich wurde oft gebeten, mich um die kleineren Schüler zu kümmern. Das machte mir viel Spaß. Weil bald Weihnachten war, habe ich mit ihnen ein Theaterstück eingeübt. Ich erinnere mich nur noch daran, dass viele Engel darin vorkamen. Kurz vor den Weihnachtsferien haben wir das Stück vor

den Eltern aufgeführt. Der Theatersaal befand sich in einer Gaststätte. Es gab sogar eine kleine Bühne. Die Aufführung war gut besucht. Damals nahmen sich Eltern und andere Verwandte noch Zeit für derartige Schulveranstaltungen. Unser Schulweg war zirka vier Kilometer lang und wir holten uns gegenseitig ab. Die Großen passten auf, dass die Kleinen unterwegs nicht immer durch den tiefsten Schnee stapften, damit sie nicht schon durchnässt in der Schule ankamen. Damals gab es ja noch keine Schneeanzüge. Weihnachten kam meine Mutter zu uns, um mit mir, Tante Mi, Tante Martha, deren Schwiegertochter und den zwei Kindern zu feiern. Tante Martha hatte für ihre Enkel Steckenpferde geschnitzt. Das gab ein großes Hallo als die Jungs auf ihnen durch das Haus ritten. Tante Martha war handwerklich sehr begabt. Für Friedrich hatte sie eine Puppe genäht, wo Nase, Augen und Mund nicht einfach nur durch Striche angedeutet waren, sondern richtig herausgearbeitet waren. Friedrich hat sich darüber sehr gefreut, als wir sie ihm mitbrachten. Lange Zeit hat die Puppe mit in seinem Bett geschlafen. Nach Weihnachten nahm Mutti mich mit nach Hause. Sie hatte eine Bekannte beim Ernährungsamt. Die sorgte dafür, dass ich wieder Lebensmittelkarten bekam. Das Dorf, in dem Tante Martha wohnte, befand sich innerhalb des 100-Kilometer-Kreises um Hamburg. Dadurch konnte meine Mutter überhaupt zu mir kommen. Denn damals hieß es bereits: „Räder müssen rollen für den Sieg!“. Für Privatfahrten gab es nur noch in wenigen Ausnahmefällen eine Genehmigung.

Inzwischen war Onkel Bernhard mit einigen Kollegen von seinem Arbeitgeber, der Firma Blohm & Voss, nach Danzig geschickt worden. Sie sollten dort wertvolle Werftanlagen abmontieren, um sie vor den anrückenden Russen in Sicherheit zu bringen. Als alles erledigt und auf Schiffen verladen war, mussten die Arbeiter sehen, wie sie nach Hause kamen. Auf den Schiffen war für sie kein Platz. Nur Frauen und Kinder sowie verwundete Soldaten wurden hinauf gelassen. Im Rückblick war das jedoch ihr Glück,

weil viele der Schiffe ihr Ziel nicht erreichten. Wir hörten lange nichts von meinem Onkel, bis er im März 1945 endlich auf der Veddel ankam. Er hatte sich mit seinen Kollegen teils zu Fuß, teils mit Pferd und Wagen durchgeschlagen. Bei dem Pferd handelte es sich wahrscheinlich um ein Tier, das einem Flüchtlingstreck entlaufen war. Woher sie den Wagen hatten, weiß ich nicht. Vielleicht haben sie sich den aus Resten zusammengezimmert. Sie waren ja alle handwerklich recht geschickt. Es ist schade, dass ich meinen Onkel nie nach seinen damaligen Erlebnissen gefragt habe.

Obwohl es meiner Mutter nicht recht war, sie hatte ja immer große Angst, hörte ich jetzt den Sender BBC ab. Dadurch waren wir immer gut informiert. Ich weiß auch, dass viele Menschen die Nachrichten dort oder anderer „Feindsender“ abhörten. Das bekam ich mit, wenn ich einkaufte. Zwar mussten wir noch nicht sehr stark hungern, aber vor den Geschäften musste man stundenlang anstehen, bevor man seine Lebensmittel bekam. Wenn sich die Frauen auch etwas rätselhaft ausdrückten, bekam ich doch mit, was sie meinten, und wusste woher sie ihr Wissen hatten. Viele Menschen wurden in den letzten Monaten vor Kriegsschluss recht leichtsinnig. Sie hielten sich mit ihrer Kritik an dem Nazi-Regime nicht mehr zurück, machten sich lustig über diejenigen, die immer noch an den Endsieg glaubten und erzählten sich Witze, in denen die Würdenträger der Regierung schlecht wegkamen. Man glaubte, die Nazis hätten genug eigene Sorgen und würden sich daher um das Gerede der Leute nicht mehr kümmern. Dass das ein gefährlicher Irrtum war, erfuhr man nach dem Krieg. Bis in die letzten Tage wurden unzählige Menschen wegen geringfügiger Vergehen hingerichtet: erschossen oder aufgehängt.

Auf der Veddel gab es die Auswandererhallen, die vor dem Ersten Weltkrieg für die Menschen eingerichtet worden waren, die nach Übersee auswandern wollten, weil sie sich dort eine bessere Zukunft erhofften. Im Laufe des Zweiten Weltkrieges wurden dort Zwangsarbeiter untergebracht. Dafür wurde das

ganze Gelände mit Stacheldraht eingefasst. Viele Kinder befanden sich unter den Insassen. Sie waren unterernährt und trugen nur Lumpen. Das konnte jeder, der dort entlang ging, genau erkennen, denn sie lehnten auf der Mauer, hatten ihre kleinen Hände durch den Draht gestreckt und baten die Vorbeikommenden mit den Worten „Brot bitte“ um etwas Essen. Viele Leute mussten dort auf dem Weg nach Niedergeorgswerder vorbei, so auch wir. Auf dem Niedergeorgswerder Damm gab es ein Kino, das von den Veddelern gerne besucht wurde. Dann lagen in dem Stadtteil auch mehrere Schrebergartensiedlungen. Wenn deren Bewohner zur Arbeit oder zum Einkaufen gingen, führte der Weg sie zwangsläufig an den Auswandererhallen vorbei. Meine Mutter hatte immer Lebensmittel bei sich, die sie den Kindern hinaufreichte. Die Zwangsarbeiter kamen zum größten Teil aus Polen oder Russland.

Kriegs- und Zivilgefangene der Westalliierten wurden in der Regel besser behandelt, weil ihre Staaten die Genfer Konvention von 1929 unterzeichnet hatten. Das jeweilige nationale Rote Kreuz überwachte die Einhaltung dieses Abkommens. Russland gehörte neben Japan nicht zu den Unterzeichnern. Polen hatte zwar unterzeichnet, doch gab es diesen Staat nach 1939 nicht mehr. Er war ja zwischen Russland und Deutschland aufgeteilt worden.

Im Frühjahr 1945 als teilweise schon auf deutschem Boden gekämpft wurde, gründete man den Volkssturm. Er bestand aus Männern, die eigentlich schon zu alt waren, um noch Soldat zu sein, sowie aus Verwundeten, die arm- oder beinamputiert waren und aus Jungs ab 15 Jahren. Alle wurden, nach einer kurzen Einweisung an der Panzerfaust, an die Front geschickt. Gerade von den Jüngsten unter ihnen haben viele ihr Leben verloren, weil sie teilweise sehr enthusiastisch waren. Durch die Hitlerjugend waren sie so beeinflusst, dass sie glaubten, Deutschland retten zu können.

Als das Kriegsende nahte, vernahm man den Lärm der näher rückenden Front. Die Engländer und Amerikaner befanden sich

bereits im Landkreis Harburg. BBC gab jetzt Ratschläge, wie man sich verhalten sollte, damit die eigene Stadt ohne große Verluste aufgegeben werden konnte. Man sollte zum Beispiel weiße Tücher aus den Fenstern hängen. Wenn dann die Alliierten einmarschierten, sollte man sich ruhig verhalten. Dann hörten wir aber auch von anderer Seite, dass Menschen, die sich ergeben wollten, von der SS an Laternenpfählen aufgehängt worden waren. Ich hatte nun Angst, uns könnte zu guter Letzt noch etwas zustoßen und wurde so nervös, dass ich Magenschmerzen bekam und nicht mehr essen konnte. Da ließ meine Mutter sich bis zum Kriegsende von ihrem Arbeitgeber beurlauben. Sie hatte festgestellt, dass es mir im Kino besser ging. Also ging sie mit mir jeden Tag in die Nachmittags- und in die Abendvorstellung und gab mir dort zu essen. Dadurch habe ich natürlich manchen Film dreimal gesehen, obwohl es in unserer Nähe zwei Kinos gab und zweimal in der Woche die Filme gewechselt wurden.

Am 2. Mai 1945 forderte uns ein Nachbar auf, am Abend zu ihm vor seine Wohnungstür zu kommen. Er konnte Drahtfunk empfangen und es war eine wichtige Mitteilung des Hamburger Gauleiters Kaufmann angekündigt worden. Zu der angegebenen Zeit traf sich also die ganze Nachbarschaft vor der besagten Tür. Kaufmann teilte uns mit, dass Hamburg am 3. Mai den Alliierten übergeben werde und das wir alle in unseren Wohnungen bleiben sollten. Wir sollten uns ruhig verhalten, dann würde uns nichts geschehen. Als er geendet hatte, war es in unserem Treppenhaus mucksmäuschenstill. In dem Moment fiel von mir alle Anspannung ab, so dass ich laut „Gott sei Dank“ rief. Meine Mutter war darüber sehr erschrocken, doch die anderen Nachbarn sagten mir, sie fühlten das gleiche wie ich.

Während des Einmarsches am 3. Mai hörten wir Geräusche von vielen Flugzeugen am Himmel. Später erfuhren wir, dass Hamburg von ihnen bombardiert worden wäre, wenn es Schwierigkeiten gegeben hätte. Zum Glück ging alles glatt.

In den letzten Wochen vor Kriegsende waren auf der Veddel noch sogenannte Panzersperren angelegt worden. Aus Trümmern hatte man Barrikaden an den Straßenanfängen, die in den Stadtteil hinein führten, aufgebaut. Für Fußgänger waren schmale Durchgänge freigelassen worden. Diese Arbeiten haben Zwangsarbeiter ausgeführt. Das waren Insassen von Konzentrationslagern oder Verschleppte aus den Gebieten, die einmal von Deutschland besetzt waren. Auch Juden befanden sich unter ihnen. Bei den Juden handelte es sich um solche, die mit „Ariern“ verheiratet waren und dadurch unter einem gewissen Schutz standen. Alle sahen sehr elend aus und einige waren am Abend so geschwächt, dass sie von anderen Kameraden getragen werden mussten. Auch nach den Bombenangriffen hat man diese Menschen sehen können. Da waren sie zur Trümmerbeseitigung eingesetzt worden. Wenn später Deutsche behaupteten, sie hätten nicht gewusst, was Verschleppte und Juden und Zigeuner und andere missliebige Personen zu erdulden hatten, dann haben sie gelogen!

Für die Beseitigung der Barrikaden benötigten die englischen Panzer übrigens nur wenige Minuten, dann waren sie durchfahrbar.

Weil wir Veddeler uns beim Einmarsch der britischen Soldaten ordentlich verhalten hatten, durften wir am Nachmittag unsere Wohnungen verlassen und auf die Straße gehen. Innerhalb unseres Stadtteils durften wir uns nun bis zum 4. Mai abends frei bewegen. Über die Elbbrücken und die Wilhelmsburger Brücke durften wir allerdings nicht gehen. Die waren für uns gesperrt. Doch das störte uns an dem Tag nicht. Die meisten Menschen waren froh, dass der Krieg endlich vorbei war. Es war ein sehr milder Abend und viele Leute auch Kinder blieben lange auf der Straße und genossen den lange herbeigesehnten Frieden. Die Sperrstunde, die in anderen Hamburger Bezirken schon am ersten Tag der Besetzung eingeführt worden war, mussten wir erst ab 4. Mai beachten.

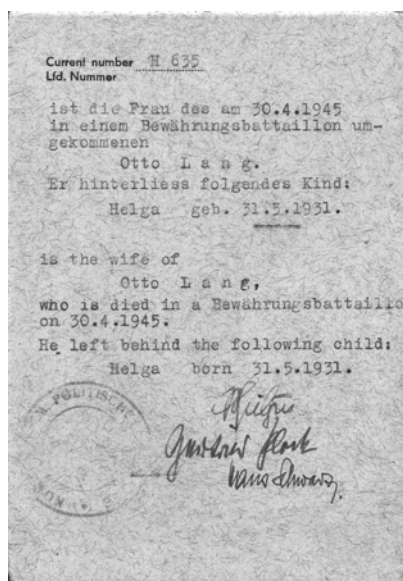
Nach der Kapitulation am 8. Mai wurde Deutschland in vier Besatzungszonen aufgeteilt. Hamburg gehörte zur britischen Zone. Wir bekamen eine Militärregierung, die nun unser Leben regelte. Jeder Haushaltsvorstand hatte einen Fragebogen auszufüllen mit den persönlichen Daten aller Familienmitglieder. Für uns hatte ich diese Arbeit zu erledigen, weil ich ja zum Oberbau³¹ ging und damit für Schreibearbeiten am besten geeignet war. Außerdem hatte ich zurzeit sowieso nichts zu tun. Meine Mutter hatte dann den Bogen nur noch zu unterschreiben. Für jedes Treppenhaus musste eine Liste mit den Daten aller Einwohner gefertigt werden, die dann gut sichtbar in der Nähe der Haustür angebracht wurde. Da die Angaben wahrheitsgemäß zu sein hatten, war es manchmal schon interessant zu lesen, welche Berufe manche Nachbarn ausübten, die sonst immer die Nase so hoch trugen. In unserem Block mussten die Wohnungen zweier Treppenhäuser innerhalb weniger Stunden geräumt werden, um für englische Soldaten Platz zu machen. Den größten Teil ihrer Möbel konnten die Mieter nicht mitnehmen, die wurden von den Besatzern benötigt. Außerdem hätten die Leute auch nicht gewusst, wo sie damit bleiben sollten, weil sie ja in anderen schon gut belegten Wohnungen untergebracht wurden. Die englischen Soldaten sorgten allerdings dafür, dass niemand auf der Straße bleiben musste. Überhaupt benahmen sich diese Besatzungssoldaten sehr korrekt, so dass man sich bald an die englischen Uniformen auf unseren Straßen gewöhnt hatte. Etwas brachte uns jedoch immer zum Schmunzeln, wenn nämlich die Tommys (wie wir die englischen Soldaten nannten) Kinderwagen schoben! Das hatten deutsche Männer ja noch nicht einmal in Zivilkleidung fertig gebracht! Das war doch absolut unmännlich!

In den Stadtteilen wurden nun laufend an Hauswänden oder Anschlagssäulen Anordnungen der Militärregierung ausgehängt. Es war ratsam, diese sorgfältig zu lesen, weil ein Nichtbeachten un-

³¹ Aufbaustufe zur Mittleren Reife.

angenehme Strafen nach sich ziehen konnte. Auf das Überschreiten der Sperrstunde stand in der ersten Zeit sogar die Todesstrafe.

Nach einigen Tagen wurden die Elbbrücken für uns wieder begehbar. Die öffentlichen Verkehrsmittel fuhren auch. Dadurch konnte meine Mutter wieder zu ihrer Arbeitsstelle nach Bahrenfeld fahren. Meine Großeltern blieben diesen Sommer mit Friedrich in ihrem Schrebergarten. Unsere Wohnung gehörte also für einige Monate nur meiner Mutter und mir. Eigentlich hätte das eine schöne Zeit für uns sein können, wenn wir uns nicht Sorgen um meinen Vater hätten machen müssen. Wir hatten nämlich erfahren, dass die deutschen Truppen in der Ägäis erst am 13. Mai 1945 kapituliert hatten. Die SS wollte diese Inseln überhaupt nicht aufgeben, sondern dort ein Kleindeutschland errichten. Was war in den Tagen zwischen dem 8. und dem 13. Mai passiert? Erst 1946 erfuhren wir, dass mein Vater bereits seit dem 6. Mai 1945 vermisst wurde.



Ausweis für Senta Lang als Witwe eines ehemaligen politischen Häftlings
(Privatarchiv Helga Roepert)

In der Folgezeit erfuhren wir Deutschen, was es heißt Hunger zu haben. Ein Erwachsener, der keine körperliche Arbeit zu verrichten hatte, bekam jetzt nur noch 1.500 Kalorien am Tag. Kinder unter Vierzehn bekamen je nach Alter zusätzliche Lebensmittel, zum Beispiel bis zum sechsten Lebensjahr einen halben Liter Vollmilch und vom sechsten bis 14. Lebensjahr einen viertel Liter. Für körperlich arbeitende Erwachsene gab es Schwer- oder Schwerstarbeiterkarten. Familien, die unter der Naziherrschaft gelitten hatten, bekamen ebenfalls zusätzliche Lebensmittelkarten. Nach einigen Wochen wurde an Kinder unter sechs Jahren täglich ein warmes Essen ausgegeben, und als die Schulen im Herbst wieder den Unterricht aufnahmen, bekamen die Schüler bis zum 18. Lebensjahr ebenfalls ein Mittagessen. Soweit ich mich erinnere, kam das Essen für Kleinkinder aus Schweden, während die Schulspeisung uns von den Engländern gespendet wurde. Zusätzlich bekamen immer drei Schüler täglich eine Tafel Cadbury-Schokolade. Wir haben uns so geeinigt, dass jede alle drei Tage eine ganze Tafel bekam. Friedrich kannte bis dahin noch keine Schokolade. Er ekelte sich direkt davor, als ich ihm etwas davon geben wollte. Oma musste ihn festhalten, als ich versuchte ihm ein kleines Stück in den Mund zu pressen. Von da an freute er sich auf die Tage, an denen ich meine Ration mit nach Hause brachte, um sie mit ihm zu teilen.

Kleiderkarten gab es nicht mehr. Man konnte also auch keine Kleidung und keine Schuhe mehr bekommen. Besonders problematisch war das für Familien mit Kindern, weil die ja viel zu schnell aus ihren Sachen herauswuchsen. Meine Mutter musste nun wieder nähen und zwar hauptsächlich für den inzwischen dreijährigen Friedrich und immer aus alten Sachen. Oma und ich mussten stricken. Dafür wurden alte Sachen aufgebelt. Bevor man die alte Wolle verarbeiten konnte, wurde sie auf ein Holzbrett gewickelt und befeuchtet. Nach dem Trocknen war sie dann fast so glatt, wie neue Wolle. Zwar bin ich nach dem Krieg nicht

mehr sehr gewachsen, trotzdem benötigte ich hin und wieder ein Ersatzkleidungsstück. Dann fertigte meine Mutter aus zwei alten ein neues Kleid.

Fäden von Zuckersäcken eigneten sich auch zum Stricken. Die hatten jedoch einen großen Nachteil: Nach jeder Wäsche wurden die Sachen weiter.

Ein größeres Problem stellten die Schuhe dar. Es gab kein Leder. Viele Kinder mussten auf zu kleinen Schuhen herumlaufen. Wenn man großes Glück hatte, bekam man auf dem Tauschwege ein paar getragene Schuhe. Ich habe einmal ein paar neue Schnürstiefel bekommen. Unser Lehrer hatte für unsere Klasse einen Gutschein erhalten. Den hat er dann verlost. Ich habe gewonnen und durfte mir die Stiefel beim Roten Kreuz abholen. Selbst zum Tanzen habe ich sie getragen. Sie waren auch groß genug, dass ich im kalten Winter 1946/47 zwei Paar Socken darin tragen konnte.

Schon kurz nach Kriegsende haben ehemalige politische Häftlinge das „Komitee ehemaliger Häftlinge“ gegründet. In einer Villa in der Maria-Louisen-Straße befand sich dessen Büro. Dort versuchte man, die Probleme der ehemals Verfolgten oder ihrer Angehörigen beziehungsweise ihrer Hinterbliebenen zu lösen. Meine Mutter wurde sehr bald Mitglied dieses Komitees, das regelmäßig auch Kaffeenachmittage veranstaltete. Dort traten dann bekannte Künstler wie Anneliese Rothenberger und Rudolf Schock auf. Meiner Mutter taten diese Veranstaltungen sehr gut. Ende 1946 wurde das Komitee in „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes“ (VVN) umbenannt. Ein Unvereinbarkeitsbeschluss der SPD mit der VVN führte am 29. Juli 1948 zur Trennung beider Organisationen und am 17. November 1948 zur Gründung der „Arbeitsgemeinschaft verfolgter Sozialdemokraten“ (AvS).

Im Spätsommer 1945 wurden per Aushang an den Veddeler Anschlagssäulen die Schüler des Oberbaus aufgefordert, am 1. September wieder zum Unterricht in der Schule Slomanstieg zu

erscheinen. Man sollte alle in Frage kommenden Kinder und Jugendlichen benachrichtigen. Einige Tage später traf ich Margot Lugas Mutter und erzählte ihr von der Mitteilung. Mit Margot war ich in Wilhelmsburg und auch in Oberbetschwa zusammen gewesen. Außerdem hatten wir im Sommer 1945 einige Zeit gemeinsam Unterricht im Gemeindehaus der evangelischen Kirche in Wilhelmsburg erhalten. Von diesem Unterricht war ich fern geblieben, als die Lehrerin mir nahe legte, mich taufen zu lassen. Auf der einen Seite wollte ich aus Dankbarkeit ihr diesen Gefallen tun, andererseits jedoch hatte ich mit Religion nicht viel im Sinn.

Heute kann sich kaum jemand vorstellen, wie freudig ich dem Tag entgegen fieberte, an dem ich wieder zur Schule gehen konnte. Denn nur herum zu gammeln oder auf die kleinen Kinder aufzupassen, reichte mir nicht. Viele meiner Mitschülerinnen kannte ich bereits. Einige wohnten wie ich auf der Veddel und andere waren mit mir in der Kinderlandverschickung gewesen. Andere kamen aus Stadtteilen, deren Schulen zerstört waren oder den Unterricht noch nicht wieder aufgenommen hatten. Manche hatten vorher andere Schulformen wie die Oberschule oder die Lehrerbildungsanstalt besucht. Die Lehrerbildungsanstalt war eine Nazigründung gewesen, die nach dem Krieg nicht weitergeführt wurde. Ich weiß nicht mehr genau, wie viele Schülerinnen sich in den ersten Tagen nach und nach in unserer Klasse einfanden: Auf alle Fälle keine 25. Mit 21 Schülerinnen machten wir 1949 unsere Mittlere Reife. Unser Lehrer wurde Herr Albrecht, den wir Papa Albrecht nannten, weil viele von uns ja keinen Vater mehr hatten und er sich auch immer sehr väterlich verhielt. Allerdings war Herr Albrecht wie alle Lehrer Mitglied der NSDAP gewesen und wurde für ein paar Monate in Haft genommen. Wir haben nie erfahren, warum man gerade ihn einsperrte. Für die Zeit, die er nicht bei uns war, bekamen wir eine Lehrerin. In Geschichte wurden wir von unserem Schulleiter, Herrn Gerlach, unterrichtet.

Mit dem verstand ich mich besonders gut. Bei ihm bekam ich immer eine „Eins“. Ihm gefiel es, dass ich eine eigene Meinung hatte und nicht einfach alles nachplapperte, was er uns erzählte. Er und ich haben im Unterricht viel miteinander diskutiert. Musik und Englisch hatten wir bei unserer Miss Otten, die uns wegen unserer Musikalität ins Herz geschlossen hatte. Mit unseren Englischkenntnissen war sie allerdings nicht sehr zufrieden. Nur an unserer Aussprache hatte sie nichts auszusetzen. Dass wir damit keine Schwierigkeiten hatten, lag wohl an unserem guten musikalischen Gehör.

Eines Tages fand ich an einer Hauswand einen kleinen Zettel, auf dem eine Sonja Bühlow Mitglieder für eine neu zu gründende Jugendgruppe suchte. Die Organisation nannte sich Freie Deutsche Jugend (FDJ). Der erste Gruppenabend sollte bei Sonja in der Wohnung stattfinden. Als ich meiner Mutter davon erzählte, bestand sie darauf erst einmal mit mir dort hinzugehen, um diese Sonja kennen zu lernen. Meine Mutter war ja schon immer etwas vorsichtig und wollte sich ein Bild von der Organisation machen. Ich war natürlich einverstanden, denn ich wusste ja, dass meine Mutter vor 1933 auch in einer Jugendgruppe aktiv mitgearbeitet hatte und immer von den Gruppenabenden und den Ausflügen schwärmte. Deshalb konnte ich mich auf ihr Urteil verlassen. Noch vor dem ersten Gruppenabend gingen wir also eines Abends zusammen zu der genannten Adresse in der Wilhelmsburger Straße. Dort trafen wir nicht nur Sonja, sondern auch deren Mutter an. Sonja war elf Jahre älter als ich. Ich mochte sie gleich sehr gern. Unsere Mütter waren bald in Gespräche vertieft. Man merkte, sie waren sich sympathisch, obwohl sie in manchen Dingen verschiedener Meinung waren. Frau Bühlow war jüdischer Abstammung und hatte während der Nazizeit mehrere Jahre in Konzentrationslagern gesessen. Als wir nach Hause gingen, erklärte meine Mutter mir, dass ich Mitglied der FDJ werden dürfte. Allerdings sagte sie mir auch, dass die beiden Frauen Kommunisten

wären. Als ich erwiderte, dass sie das doch überhaupt nicht erwähnt hätten, sagte sie mir, dass sie das aus dem Gespräch heraushören konnte. Ich bewunderte meine Mutter dafür. Heute weiß ich natürlich, dass es gar nicht so schwer ist, das herauszuhören, wenn man sich immer für Politik interessiert hat.

Nun begann für mich der schönste Teil meiner Jugendzeit. Die Gruppenabende wurden von Sonja sehr interessant gestaltet. Wir diskutierten viel miteinander. Wir hatten auch Kontakt zu anderen Gruppen hauptsächlich zu der Grindeler³². Es wurden im Winter Tanzabende veranstaltet und im Sommer gingen wir auf Fahrt. Wenn wir zur Ostsee fuhren, wurden wir auf Lastautos hingefahren. Fuhrunternehmer übernahmen solche Fahrten gerne. Sie erhielten dafür extra Treibstoffgutscheine von der Militärregierung. Auf den Ladeflächen wurden Bänke angebracht und wenn es regnete kam eine Plane über den Sitzteil. Unterwegs haben wir viel gesungen. Ich glaube, diese Fahrten haben uns mehr Spaß gemacht als den Jugendlichen heute Reisen in bequemen Eisenbahnwagen. Bis 1949 bin ich aktives Mitglied der FDJ geblieben. Allerdings fiel mir auf, dass bei Kritik an den vier Besatzungsmächten die Westalliierten schlechter wegkamen als die Sowjetrussen. Obwohl doch einige meiner Freunde manchmal schwarz über die Grenze gingen und bei diesen Ausflügen unangenehme Erfahrungen in der Sowjetisch besetzten Zone (SBZ) sammeln konnten. Ein paar von ihnen hatten im Sommer 1946 einmal nackt in einem Bach gebadet. So etwas haben wir damals oft gemacht, weil viele von uns kein Badezeug hatten. Wir haben allerdings immer darauf geachtet, dass wir niemanden störten und in der Regel badeten Mädchen und Jungen getrennt voneinander. Alles das haben unsere Freunde auch beachtet. Irgendjemand muss sie aber doch gesehen haben und sie wurden für kurze Zeit eingesperrt.

³² Der Grindel ist ein Hamburger Stadtteil westlich der Alster.

Gerade die FDJ hat in der britischen Besatzungszone eine Sonderrolle eingenommen. Das lag daran, dass sie 1936 in London von ehemaligen Mitgliedern der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ) und der Kommunistischen Jugend (KJ) gegründet worden war. Es handelte sich dabei um Leute, die aus politischen oder rassistischen Gründen nach Großbritannien emigriert waren. Sie hatten die Idee, dass Jugendliche sich zwar politisch aber nicht parteipolitisch interessieren sollten, damit es nicht wieder so wie in der Weimarer Republik würde, dass Kommunisten und Sozialdemokraten aufeinander dreinschlagen und sich als Folge eine Partei wie die NSDAP in Deutschland breit machen könnte. Viele dieser Genossen haben sich während des Krieges freiwillig gemeldet, um in der britischen Armee gegen Nazideutschland zu kämpfen. Unter diesen Soldaten war auch Gerd Moss, der, als er aus der Armee entlassen worden war, Leiter der Hamburger FDJ wurde.

Im Laufe des Jahres 1946 gründeten einige Sozialdemokraten die Sozialistische Jugendorganisation „Die Falken“. Am Anfang blieben viele Jugendliche weiter in der FDJ. Doch allmählich wurde der kommunistische Einfluss immer größer, gesteuert von den Genossen in der SBZ. 1946 war sogar Erich Honecker zu einem Wochenendseminar nach Hamburg-Tonndorf gekommen. (Im September 2006 erfuhr ich, dass Erich 1946 in Hamburg ein Treffen mit Herbert Wehner hatte. Da hat er wohl die Gelegenheit genutzt, uns zu besuchen.) Als er am Rednerpult stand, fiel uns auf, dass er Mühe hatte, seine Hose vor dem Herunterrutschen zu bewahren. Wir sammelten daher Geld, damit er sich einen Gürtel kaufen konnte. Zu diesen Seminaren in Tonndorf, die mehrmals im Jahr durchgeführt wurden, kamen immer sehr interessante Referenten, unter anderem war auch einmal Peter von Zahn bei uns. Er hatte seine Frau mitgebracht und beide blieben auch am Abend noch mit uns zusammen.

1949 waren nur noch wenige Jugendliche aus sozialdemokratischen Familien in der FDJ. Im Mai des Jahres wurde ich 18

Jahre alt und wollte in die SPD eintreten. Da war mir klar, dass ich nun auch die FDJ verlassen musste. Das ist mir sehr schwer gefallen. Bei den Falken und später bei den Jungsozialisten habe ich mich nie wieder so wohl gefühlt, obwohl ich zwei sehr schöne Reisen mit den Falken unternommen habe: 1950 fuhren wir ins JUSY-Camp nach Stockholm und 1952 nach Wien. Sozialistische Jugendliche aus vielen Nationen trafen sich in diesen Camps. In Stockholm zelteten wir auf einem ausgedienten Flugplatz. Abends haben wir oft auf den Rollbahnen getanzt. Ich hatte damals Schuhe mit Kreppsohlen an. Die Sohlen waren hin, als wir nach Hause fuhren. Damals wurde in Schweden noch links gefahren. Das war für uns zwar eigenartig, doch nicht gefährlich, weil zum einen der Verkehr noch nicht sehr stark war und zum anderen Rücksicht auf schwächere Verkehrsteilnehmer genommen wurde. Dann war das Trinken von Alkohol reglementiert. Für private Zwecke konnten sich die Erwachsenen monatlich eine bestimmte Menge in besonderen Geschäften kaufen. Gaststätten durften alkoholhaltige Getränke nur in Verbindung mit Mahlzeiten verabreichen und auch hier nur wenig. Wenn ich mich richtig erinnere, waren es zwei Gläser Wein. Für uns Jugendliche war das kein Problem. Denn damals waren in den Jugendorganisationen das Rauchen und das Alkoholtrinken verpönt.

Sowohl in Stockholm als auch in Wien haben wir Fackelumzüge durch die Innenstädte unternommen. Dabei wurde natürlich auch gesungen. Es war schon erhebend, wenn die sozialistischen Lieder in vielen Sprachen erklangen. Aus den Fenstern und von den Balkonen schauten die Leute auf uns herunter. In Wien riefen wir den Menschen zu: „Das rote Hamburg grüßt das rote Wien“ und von oben schallte es zurück: „Das rote Wien grüßt das rote Hamburg“. Gern denke ich an diese beiden Reisen zurück. Für mich war es ein Wunder, dass wir bereits so kurze Zeit nach Beendigung eines verheerenden Krieges, den unser Land verur-

sacht hatte, ins Ausland fahren konnten und dort auch noch so gut aufgenommen wurden.

Was den Genuss von Alkohol anging, war es in Wien anders als in Stockholm. Unser Camp befand sich im Hörndlwald. Der Platz befand sich auf einem Hügel. Auf dem Weg zum Lager lag eine Gaststätte. Dort hielten sich viele Schweden auf und, was für uns anderen unfassbar war, betranken sich am Heurigen. Die österreichischen Genossen hatten am Lagereingang Wachen eingesetzt. Die sorgten dafür, dass kein Betrunkener ins Camp kam. Was sollten die Schweden da machen, sie legten sich in den Straßengraben und schliefen dort ihren Rausch aus. Ob wir damit wohl einen guten Eindruck bei der Wiener Bevölkerung hinterließen?

Wie ich schon erwähnte, erfuhren wir 1946, dass mein Vater zwei Tage vor Kriegsende ums Leben gekommen war. Viele Jahre später erhielten wir vom Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes die Mitteilung, dass Onkel Hans, der jüngste Bruder meiner Mutter in einem Kriegsgefangenenlager in Workuta an Wassersucht (eine Hungerkrankheit) gestorben sei. Er hatte uns nach Ende des Krieges ein Jahr lang jeden Monat einmal geschrieben. Die Post ging über den Roten Halbmond in die Türkei, an das Rote Kreuz in der Schweiz und dann nach Deutschland. Der Rote Halbmond vertrat die Staaten, die nicht dem Roten Kreuz angeschlossen waren. Als die Post ausblieb, befürchteten wir schon, dass meinem Onkel etwas passiert sei. Das die Kriegsgefangenen in Russland nicht genug zu essen bekamen, lag auch daran, dass die deutsche Wehrmacht auf ihrem Rückzug verbrannte Erde hinterlassen hatte. Auch die russische Bevölkerung hungerte. 30 Millionen der 55 Millionen Toten des Zweiten Weltkrieges waren Sowjetrussen!

Im Winter 1948 hat meine Mutter auf einem Fest der SPD ihren Lebensgefährten Kurt Tschache kennen gelernt. Ich war übrigens dabei und fand, dass meine Mutter einen besseren Mann

bekommen könnte. Denn Kurt hatte damals schon eine Glatze. Außerdem erklärte ich meiner Mutter, dass er mir das „Du“ anbieten müsse, wenn er mit ihr zusammen bleiben wollte. Schließlich war ich ja schon fast 17 Jahre alt. Als wir uns dann das nächste Mal sahen, kam er meinem Wunsch entgegen. Damit hatte er schon halb gewonnen. Außer das er keine Haare hatte, war ja sonst nichts an ihm auszusetzen.

Im Frühjahr 1946 war übrigens etwas Schlimmes passiert: Meine Großeltern und Friedrich waren Ende des Winters wieder in den Schrebergarten gezogen. Auch Irmis wohnte jetzt bei ihnen, denn bei dem Bruder meiner Großmutter war kein Platz mehr für sie. Eines Tages wurde das Dach ihres Häuschens von einer Bö erfasst und herunter gerissen. Als Mutti und ich an dem Tag nach Hause kamen, saßen alle in unserer Küche und erklärten uns, dass sie nun auch im Sommer bei uns bleiben würden. Meine Mutter versuchte sie umzustimmen. Da erwiderten sie, dass sie gar nicht mehr zurück könnten, weil sie den Schrebergarten schon anderen Leuten übergeben hatten. Und das ohne Gegenleistung! Damals hätte man dafür ein Zimmer eintauschen können. Mutti und ich waren wie vor den Kopf gestoßen. Mutti konnte nur noch erreichen, dass Irmis zu Onkel Bernhard und Tante Zissi zog. Außerdem änderte meine Mutter ihr Verhalten: Früher hatte sie bei Streitereien zwischen meinen Großeltern und mir zu schlichten versucht und mir aufgetragen, Rücksicht zu nehmen. Jetzt stellte sie sich meistens auf meine Seite. Wusste sie doch, dass Oma ohne meine Hilfe mit Friedrich nicht mehr klar kam. Er war mit seinen vier Jahren jetzt in einem Alter, wo er seinen Kopf durchsetzen wollte und spielte meine Großeltern oft gegeneinander aus. Auf mich hörte er. Ich unternahm viel mit ihm, erzählte ihm spannende Geschichten, machte aus Griespuding Sahne für ihn und stellte Karamellbonbons her.

Hier fällt mir noch etwas ein: Im Sommer 1946 hatten wir immer noch Sperrstunde. Sie begann um 22 Uhr. Als ich einmal

vom Gruppenabend bei der Grindeler FDJ-Gruppe nach Hause wollte, erwischte ich die letzte Linie „35“ nicht mehr. Sie fuhr gerade ab, als ich am Berliner Tor die ersten Treppenstufen nach unten erreichte. Es war 21.35 Uhr. An der Haltestelle traf ich eine Nachbarin mit ihrem dreijährigen Sohn, die ganz verzweifelt war, weil sie den Kleinen nicht tragen konnte. Sie war erst vor ein paar Tagen aus dem Krankenhaus nach Hause gekommen und fühlte sich noch recht schwach. Da habe ich den Jungen auf den Arm genommen und dann sind wir so schnell wir konnten gelaufen. Gerade als wir in den Weg einbogen, der zu unseren beiden Hauseingängen führte, begannen die Sirenen zu heulen. Wir beiden Großen waren total erschöpft, aber auch dem Kleinen merkte man an, dass er Angst gehabt hatte. Den Weg vom Berliner Tor zu unserem Haus auf der Veddel in weniger als einer halben Stunde zu schaffen, das war schon eine Leistung.

Vor Weihnachten wurden bei uns Lebensmittelmarken gesammelt. Eigentlich durfte das nicht sein. Die Marken galten immer nur für einen Monat. Meine Mutter kannte jedoch einen Schlachter, der sein Geschäft früher am Ausschläger Billdeich hatte und sich nach der Ausbombung in Moorfleet niedergelassen hatte. Der nahm von uns auch abgelaufene Lebensmittelmarken entgegen. Vor den Festen ging ich mit Friedrich zu ihm und holte ein schönes Stück Bratenfleisch ab. Meistens mussten wir von der Veddel zu Fuß nach Moorfleet gehen, weil die Eisenbahn nicht oft fuhr und dann auch sehr voll war, so dass viele Leute auf den Trittbrettern standen. Das wäre mir zu gefährlich gewesen. Friedrich wurde der Weg nicht zu lang, wusste er doch, dass bei dem Schlachter ein Stück Wurst auf ihn wartete.

In Niedergeorgswerder gab es die Bäckerei Gasch. Dorthin brachten wir kurz vor Weihnachten Zucker, Mehl und Margarine. Am Heiligen Abend holten wir dann einen leckeren Butterkuchen dort ab. Es dauerte immer etwas bis der Kuchen fertig

war. Für die Wartezeit bekam Friedrich von Frau Gasch ein Rundstück. Das höhlte er aus und dann wurde es mit Marmelade gefüllt. Einmal hatte ich vergessen, meinen Großeltern Bescheid zu sagen, dass ich den Kleinen mitnehmen würde. Opa kam uns schon entgegen und schimpfte mit mir. Da wollte Friedrich auf meinen Arm und dann flüsterte er mir ins Ohr: „Lauf schnell zu, dann kann der Alte nicht mitkommen!“ Der Kleine nahm an, dass Opa ihm das Rundstück nicht gönnte. Weihnachten war unsere Wohnung noch voller als sonst, denn Tante Betty, die Schwester von Opa feierte mit uns. Sie blieb immer bis zum zweiten Feiertag und schlief zwischen meiner Mutter und mir in unseren Betten. Das war eigentlich nicht so schlimm. Leider aber war Tante Betty sehr fromm und Opa war ungläubig. Dadurch kam es am Weihnachtsabend immer zu Streitereien zwischen den Geschwistern und bis zum zweiten Weihnachtstag sprachen die beiden dann nicht mehr miteinander. Wenn Tante Betty jedoch nach Hause wollte, kam bei Opa der Gentleman zum Vorschein, und er brachte seine Schwester zur Straßenbahn. Wir schauten den beiden hinterher und amüsierten uns, wenn wir sahen, dass Opa ihr ritterlich den Arm reichte, den sie gnädig annahm. Ich wüsste gern, ob die beiden unterwegs einige Worte miteinander wechselten. Ich mochte Tante Betty trotz ihrer Frömmigkeit eigentlich recht gerne. Mich störte nur, dass ich, wenn sie bei uns war, nicht viel lesen konnte, weil sie mit uns immer „Mensch ärgere Dich nicht“ spielen wollte. Ich ärgerte mich jedes Mal bei dem Spiel.

Lebensmittelmarken zu horten, konnte man sich eigentlich nicht leisten, weil man von den Zuteilungen gar nicht satt wurde. Aber zum einen bekamen meine Mutter und ich als Hinterbliebene eines Widerstandskämpfers zusätzliche Karten wie Schwerarbeiter und zum anderen arbeitete meine Mutter in einer Kaffeerösterei. Die Fabrik lag auf dem Gelände eines großen Lebensmittelkonzerns. Hier konnte man sich Margarine und Käse

„besorgen“. Das war natürlich nicht erlaubt, und wer erwischt wurde, verlor seine Arbeit. Damals waren viele Menschen auf solche illegalen Besorgungen angewiesen, wenn sie nicht ihre Gesundheit aufs Spiel setzen wollten. Wer natürlich ein kleines Grundstück hatte und da auch noch Hühner und Kaninchen halten konnte, kam besser zurecht. Deswegen wurden meine Mutter und ich immer wieder zornig, wenn wir daran dachten, dass meine Großeltern so einfach ihren Garten aufgegeben hatten. Nun war meine Mutter gezwungen, unter doch eigentlich unwürdigen Bedingungen, für das Wohl der Familie zu sorgen. Gedankt wurde es ihr nicht. Im Gegenteil, wenn die Margarine- und Käsevorräte einmal zu versiegen drohten, weil die Kontrollen in der Firma verschärft worden waren, dann wollte Oma nur noch Friedrich und Opa genug zu essen geben, wir anderen sollten verzichten. Da musste meine Mutter dann jedes Mal ein Machtwort sprechen. Sie ordnete dann an, dass die Kinder (dazu gehörte auch ich) sich satt essen müssten und die Erwachsenen sich den Rest zu teilen hätten.

1948 lernten wir also Kurt kennen. Er hatte bis zum 27. Juli 1943 mit seiner Mutter in Rothenburgsort gewohnt und war ausgebombt worden. Seine Mutter war bei dem Großangriff umgekommen. Jetzt wohnte er bei einer sozialdemokratischen Familie auf Zimmer. Natürlich wollten die beiden „Jungverliebten“ gerne, dass er zu uns zieht. Dazu musste für meine Großeltern und Friedrich eine andere Unterkunft gefunden werden. Das war damals sehr schwierig. Anfang 1949 hatten wir dann Glück. Ganz in unserer Nähe sollte in einer Wohnung ein großes Zimmer frei werden. Ich glaube, meine Großmutter war nicht besonders froh darüber. Sie wurde immer stiller und lachte auch nicht mehr. Friedrich war inzwischen zur Schule gekommen und mogelte sich mehr schlecht als recht durch den Unterricht. In seiner Klasse waren 50 Kinder, so dass es der Lehrerin gar nicht auffiel, wenn einer nicht mitkam. Meiner Mutter erklärte sie, dass sie im-

mer nur die Kinder rannehmen könnte, die sich nicht meldeten. Das hatte Friedrich natürlich schnell erfasst und so ging sein Finger immer sofort in die Höhe, wenn die Lehrerin etwas fragte. Hatte er Schwierigkeiten mit den Hausaufgaben, sagte Opa ihm vor. Ich hatte keine Chancen, mit ihm zu üben. Er wählte gerne den bequemeren Weg. Ich glaube Oma fürchtete sich davor, mit ihren beiden „Männern“ alleine zu wohnen. Vielleicht hätten wir für alle eine größere Wohnung suchen sollen. Doch das konnte man meiner Mutter nicht mehr zumuten. Sie war mit ihren Kräften am Ende und musste unbedingt Ruhe haben. Kurt war auch nicht dafür geschaffen, mit einer Großfamilie zusammen zu leben. Er war Junggeselle gewesen. Trotzdem wurde er für mich ein guter zweiter Vater und später für unsere Tochter ein liebevoller Großvater.

Kurz vor dem Umzug meiner Großeltern wurde ich eines Morgens recht unsanft von meiner Mutter geweckt. In der Wohnung roch es nach Gas und in der Küche lag meine Großmutter auf dem Boden und war nicht ansprechbar. Meine Mutter hatte den Gasherd bereits ausgestellt und das Fenster geöffnet. Wir brachten Oma nun gemeinsam ins Bett und holten einen Arzt. Der befürchtete, dass meine Großmutter einen Schlaganfall bekommen hatte, als sie den Gasherd betätigen wollte. Einen Selbstmord konnte sie nicht geplant haben, weil alles um die Zeit passierte, zu der meine Mutter aufstehen musste, um zur Arbeit zu gehen. Oma ist oft vor meiner Mutter aufgestanden, um ihr das Frühstück zu bereiten. Der Arzt veranlasste, dass Oma sofort ins Krankenhaus kam. Dort stellte man fest, dass es sich bei ihr tatsächlich um einen Schlaganfall handelte.

Oma war noch nicht wieder zu Hause, da bekam Friedrich Scharlach und musste auch ins Krankenhaus. Dann wurde meine Mutter schwer krank. Als ich meine Abschlussfeier hatte, ich hatte die Prüfung für die Mittlere Reife gut bestanden, konnte Mutti nicht dabei sein. Da war sie im Krankenhaus. Das hat ihr sehr

Leid getan. Sie war doch so stolz darauf, dass ich eine bessere Schulbildung hatte.

Bevor Oma aus dem Krankenhaus entlassen werden konnte, hatte man meinem Opa erklärt, dass sie kein normales Leben mehr führen könnte. Sie müsste in ein Pflegeheim. Opa erklärte sich unter der Bedingung damit einverstanden, dass er mit ihr dort aufgenommen würde. Bald fand sich ein Zimmer im Pflegeheim „Am Husarendenkmal“ in Wandsbek. Das war früher eine Kaserne gewesen und sah auch 1949 noch so aus. Doch damals stellte man sowieso keine großen Ansprüche. Opa freute sich, dass er mit seiner Anna-Mama zusammen sein und auch noch seine eigenen Möbel mitbringen konnte. In den Pflegeheimen war man übrigens zu der Zeit froh, wenn die Bewohner nur ein Leerzimmer benötigten.

Was sollte aber nun mit Friedrich geschehen? Opa machte meiner Mutter die Entscheidung leicht, indem er die Vormundschaft auf Onkel Bernhard übertrug. Seit meine Mutter mit Kurt zusammen war, verstand sie sich mit ihrem Bruder nicht mehr. Es wäre also unmöglich gewesen, wenn Friedrich bei uns geblieben wäre und Bernhard das Sagen gehabt hätte. Weil Bernhard nicht bereit war, den Kleinen bei sich aufzunehmen und die Vormundschaft auch nicht an meine Mutter übertragen wollte, musste Friedrich ins Heim. Das war auch für mich sehr schlimm. Ich habe ihn oft im Heim besucht und war immer traurig, wenn ich ihn zurück lassen musste. Er bat mich jedes Mal, ihn doch mit nach Hause zu nehmen. Im Laufe des Jahres 1949 fand sich ein kinderloses Ehepaar, das ihn zu sich nehmen wollte, um ihn später zu adoptieren. Ich habe ihn einmal mit meiner Mutter bei seiner neuen Familie besucht. Wir haben ihm sein Spielzeug gebracht, das noch bei uns geblieben war. Friedrich machte auf mich den Eindruck, als fühlte er sich sehr wohl. In unserem Beisein saß er auf dem Schoß seiner Pflegemutter und schmuste die ganze Zeit mit ihr. Sie gab uns zu verstehen, dass wir doch von

künftigen Besuchen absehen sollten. Nur zu den Großeltern sollte er noch Kontakt halten. Auf dem Heimweg sagte meine Mutter, dass wir den Wunsch der neuen Familie respektieren sollten, denn jetzt gehörte er dorthin, und ich hätte ja gesehen, wie wohl er sich bei diesen Leuten fühlte. Die könnten ihm ja auch viel mehr bieten als wir. Sie hatten nämlich einen gut gehenden Elektrobetrieb. Leider glaubte ich meiner Mutter. Sie hat es wohl auch selbst nicht besser gewusst. Jahrzehnte später erzählte mir mein Cousin, dass es ihm bei den Pflegeeltern gar nicht gut gegangen war; dass er immer nur so getan habe, als fühle er sich wohl, weil er glaubte, ihnen damit einen Gefallen zu tun und dass er es dann besser hätte. Adoptiert hat das Ehepaar ihn auch nicht. Sie wollten wohl auf das Waisengeld nicht verzichten. Tante Betty hatte Friedrich als Erben eingesetzt. Diese Erbschaft ging zum größten Teil für Friedrichs Kleidung drauf. Wenn die Pflegeeltern mit dem Jungen verreisten, wurde sein Anteil an den Kosten auch von dem Erbe bestritten. Meine Mutter hat zum Glück nie erfahren, wie schlecht es Friedrich damals ging. Es hätte sie sehr belastet. Heute weiß ich aber auch, dass sie ihn nicht behalten konnte, denn sie war mit ihrer Kraft am Ende gewesen. Sie hatte zu viele Lasten zu tragen gehabt und eigentlich hat sie sich davon nie richtig erholt. Zwar hat sie mit Kurt viele schöne Reisen unternommen. Auch ein Auto haben sie sich leisten können. Doch kränkelte sie bis an ihr Lebensende. Seit 1949 war sie auch nicht mehr arbeitsfähig. Zum Glück bekam sie ab der Zeit eine recht gute Witwenrente sowie für mich eine Waisenrente (Sonderhilfsrenten).

Jahre später: 1997 waren mein Mann und ich einige Monate in Australien. Unter anderem nahmen wir an einer Rundreise durch Tasmanien teil. Wir waren die einzigen Deutschen in der Gruppe. Eines Tages besichtigten wir die Schokoladenfabrik „Cadbury“. Ich erzählte hinterher von der Zeit nach dem Krieg, als wir Kinder ab 1946 mit der englischen Schulspeisung auch zweimal wö-

chentlich eine Tafel Cadbury bekamen. Eine Engländerin aus der Gruppe erstaunte das sehr, denn sie hatte ihre erste Tafel Schokolade 1948 bekommen!

Autorinnen

Helga Kutz-Bauer, geb. 1939, Dr. phil, bis 2003 Leiterin der Landeszentrale für politische Bildung in Hamburg, seit 2004 Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft ehemals verfolgter Sozialdemokraten in Hamburg

Helga Roepert, geb. 1931, bis 1993 als Finanzbeamtin in Hamburg tätig

Gesprächskreis Geschichte

Im Gesprächskreis Geschichte der Friedrich-Ebert-Stiftung werden historische Themen von besonderer politischer Bedeutung diskutiert. Der Gesprächskreis pflegt in Veranstaltungen und Publikationen nicht nur das Erbe der Sozialdemokratie, sondern leistet auch einen Beitrag zur Erhaltung der politischen und gesellschaftlichen Kultur des Landes. Die Veranstaltungen finden in Bonn und Berlin statt.

Die Publikationen des Gesprächskreis Geschichte sind im Internet als Volltexte zugänglich: URL <<http://www.fes.de/hfz/forschung/inhalt/geschichte.htm>>.

Zuletzt sind erschienen:

Chronist der Verblendung - Friedrich Kellners Tagebücher 1938/39 bis 1945 : Beiheft zur Ausstellung: die Last der ungesagten Worte ; die Tagebücher Friedrich Kellners 1938/39 bis 1945 / Markus Roth. - Bonn : Friedrich-Ebert-Stiftung, Archiv der sozialen Demokratie, 2009. - 35 S. = 8,7 MB PDF-File. - (Gesprächskreis Geschichte ; 83)
Electronic ed.: Bonn : FES, 2009
ISBN 978-3-86872-241-3

Von der improvisierten zur geglückten Demokratie : Deutschlands schwieriger Weg im 20. Jahrhundert / Edgar Wolfrum. - Bonn : Friedrich-Ebert-Stiftung, Historisches Forschungszentrum, 2009. - 40 S. = 2,7 MB PDF-File. - (Gesprächskreis Geschichte ; 82)
Electronic ed.: Bonn : FES, 2008
ISBN 978-3-86872-067-9

Eine Sternstunde des Bundestages : Gustav Heinemanns Rede am 23. Januar 1958 / Otto Dann. - Bonn : Friedrich-Ebert-Stiftung, Historisches Forschungszentrum, 2008. - 80 S. = 1,4 MB PDF-File & 1,4 MB PDF-File (Cover). - (Gesprächskreis Geschichte ; 81)

Electronic ed.: Bonn : FES, 2008

ISBN 978-3-89892-931-8

„Her mit dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht für Mann und Frau!“ : Die internationale sozialistische Frauenbewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts und der Kampf um das Frauenwahlrecht / Gisela Notz. - Bonn : Friedrich-Ebert-Stiftung, Historisches Forschungszentrum, 2008. - 58 S. : Ill. = 3,2 KB PDF-File. - (Gesprächskreis Geschichte ; 80)

Electronic ed.: Bonn : FES, 2009

ISBN 978-3-89892-981-3

Polnische und deutsche Erinnerungsdiskurse nach Auschwitz : Beiträge anlässlich der Finissage einer Ausstellung zum 20jährigen Bestehen der Internationalen Begegnungsstätte Oświęcim/Auschwitz am 13. September 2007 in Berlin / Friedhelm Boll (Hrsg.). Friedrich-Ebert-Stiftung, Historisches Forschungszentrum. - Bonn, 2007. - 52 S. : Ill. = 710 KB, PDF-File & 1,4 MB, PDF-File (Cover). - (Gesprächskreis Geschichte ; 79)

Nebent.: Die andere Seite der Welt. - Electronic ed.: Bonn : FES, 2008

ISBN 978-3-89892-840-3